Hattingen, den 21. Juli 1910. 17. Jahrgang. — Nummer 29.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Dieses Sprichwort wird jetzt viel zitiert im Hinblick auf den Werdegang der

Luftschiffahrt.

Freiballon, Lenkballon und Flugmaschinen wetteifern untereinander, die Aeronautik zu fördern; menschlicher Scharfsinn und Verwegenheit wird angewandt zur Eroberung des Luftmeeres, und doch bewahrheitet es sich täglich: unser Wissen ist Stückwerk!

In den letzten Wochen ist Unglück auf Unglück gefolgt. Die Aviatiker Nobl, Wächter, Poll kamen zu Tode, Baronin Delaroche wurde sehr schwer verletzt.

Und zu alledem

die furchtbare Katastrophe Erbslöh,

bei der alle fünf Ballonfahrer den Tod fanden.

Mittwoch, den 13. Juli, vormittags 9 Uhr 4 Minuten stieg der Lenkballon „Erbslöh" der Rhein.-Westf. Luftschiffahrtgesellschaft von seiner Halle in Laichlingen bei Köln auf. An Bord befanden sich Oskar Erbslöh-Elberfeld, (Ballonführer), Fabrikant Toelle-Barmen, Ingenieur Kranz-Hagen, Ingenieur Höppe-Elberfeld, Monteur Spicks.

Nach einem glatten Aufstieg verschwand der Ballon im dichten Nebel; 25 Minuten später hörten Landarbeiter in der Luft zwei heftige Detonationen, kurz darauf lag der Ballon zertrümmert am Boden, mit ihm die gesamte Besatzung. Nach Angaben der Augenzeugen sollen die Leichen schrecklich zugerichtet sein. Die schnell herbeigeholten Aerzte konnten nur den Tod der Luftschiffer feststellen.

Ueber die Ursache der Katastrophe ist man sich nicht klar. Brandspuren sind an den Ballonresten nicht zu finden, die Motore haben auch ruhig gearbeitet, mithin muß mit einem Platzen der Ballonhülle gerechnet werden, das durch starkes Ausdehnen des Gases erfolgt sein kann.

Mit ziemlich guter Füllung ist der Ballon aufgestiegen, nachdem er die Nebelschicht überwunden, wird die Bestrahlung durch die Sonne so intensiv erfolgt sein, daß die Luftschiffer diesen Vorgang kaum so schnell Gegenmaßregeln gegenüberstellen konnten, es folgte das Platzen der Hülle und mit rasender Geschwindigkeit sauste die schwere Gondel in die Tiefe. Diese Darstellung ist eben nur Hypothese. Die Auskunft geben könnten, sind tot; eine restlose Aufklärung wird niemals gegeben werden können. Oskar Erbslöh, der Ballonführer, war einer unserer besten Aeronauten, 1907 gewann er den ersten Preis im Gordon-Bennetfahren in Amerika; auch in Frankreich und Belgien errang er manchen Sieg, und bei großen Fahrten in Deutschland fehlte Erbslöh nie. Der Luftpionier hat nur ein Alter von 31 Jahren erreicht. Der deutsche Kronprinz sandte an die Hinterbliebenen ein Beileidstelegramm.

Heftig tobt jetzt wieder

der Streit um das System.

Die Anhänger des „unstarren" Systems waren nach der Strandung des Z.-Schiffes „Deutschland" oben auf. Die Verfechter der „halbstarren" Bauart weissagen ihrem System die Zukunft.

Halbstarre und unstarre Ballons lassen sich schnell abmontieren und transportieren, sind aber, wie die Erfahrung lehrte, „Totenschiffe" im wahren Sinne des Wortes.

Die starren Z.-Schiffe verursachen bei Karambolagen einen bedeutenden Materialschaden, aber infolge ihres stabilen Baues und der glücklich gewählten Gasverteilung in 10—12 Ballonets trotzen sie Wind und Wetter; eine Reihe von Fahrten sind zum Beweise heranzuziehen.

Und was das wichtigste ist: Menschenleben sind bei den Z.-Schiffen kaum gefährdet.

Für die Luftschiffahrt würde Ersprießliches erreicht, wenn statt des System-Streites ein Erbauer vom andern lernen wollte. Die Katastrophe Erbslöh mahnt zur größten Vorsicht und Besonnenheit.

Ein neuer Schlag für die Zeppelin-Luftschiffbau-Gesellschaft.

Die Karboniumfabrik der Zeppelin-Luftschiffbaugesellschaft in Friedrichshafen flog, wahrscheinlich infolge einer Kesselexplosion, in die Luft. Von den zwölf Arbeitern, die sich im Augenblick des Unglücks in der Fabrik befanden, wurden neun schwer verletzt. Durch die Explosion wurden sämtliche Umfassungsmauern des Fabrikareals niedergerissen. Eine große Rauch- und Rußsäule stieg zum Himmel empor und verhüllte minutenlang die Unglücksstätte. Die sogleich herbeieilenden Feuerwehren der Umgebung konnten sich nur noch an den Aufräumungsarbeiten beteiligen. In der Karboniumfabrik wurde das für den Betrieb der Luftschiffe erforderliche Wasserstoffgas hergestellt. Die Einrichtung der Fabrik ist vollständig zerstört, die ganze Anlage wird neu aufgebaut werden müssen. Der Betrieb der Karboniumfabrik schließt keine besondere Gefahren in sich, zum mindesten nicht mehr, als sie in jeder gewöhnlichen Leuchtgasfabrik vorhanden sind. Man nimmt daher, wie schon erwähnt, an, daß das Unglück nicht bei der Gasbereitung, sondern durch die Explosion eines Dampfkessels entstanden ist, der den Dampf für die Betriebsmaschine liefert. An den aus der Feuerung herausschlagenden Flammen hat sich wahrscheinlich das leicht brennbare Gas entzündet.

Gute Geschäfte.

Die preußische Staats-Eisenbahn-Verwaltung stellte am 16. d. M. im Ruhrkohlen-Bezirk die enorme Zahl von mehr als 30 000 offenen Wagen zur Beladung. Es ist dies laut „Nordd. Allg. Ztg." das erste Mal, daß das dritte Zehntausend erreicht und sogar überschritten wurde. Das zweite Zehntausend wurde im März 1900, und die Zahl von 25 000 Wagen im Mai 1905 erreicht. Berücksichtigt man, daß die geschäftlichen Verhältnisse besonders für Kohlen und Koks immer noch zu wünschen übrig lassen, so darf das jetzige Ergebnis der Wagengestellung als ein günstiges Zeichen betrachtet werden, um so mehr, als auch an den übrigen Juli-Tagen und auch in den andern Kohlen-Bezirken der Eisenbahn-Verkehr recht beträchtlich war.

Meisterlehre oder Lehr-Werkstätten?

Auf die Frage, welche der beiden Methoden den Lehrling mehr fördert, haben von sämtlichen deutschen Handwerkskammern 59 geantwortet, und von diesen 59 alle, mit einziger Ausnahme Augsburgs, der Lehre bei einem Meister den Vorzug vor der Fachausbildung in einer Lehr-Werkstätte zugesprochen. Nur bei dem Meister tritt der Lehrling in die notwendige enge Berührung mit dem praktischen Leben. Er lernt die Bedürfnisse der Kunden kennen und diese behandeln. Die Lehrwerkstätte bildet mehr oder weniger Theoretiker des Handwerks, der praktische, und mit den Verhältnissen der Wirklichkeit vertraute Handwerker geht aus der Meisterlehre hervor. Neben der Meisterlehre ist der Besuch von Fach- und Fortbildungsschulen erwünscht.

Ernste Sorgen macht uns die

großpolnische Bewegung.

Eine blindwütige, fanatische Agitation wird seit einer Reihe von Jahren vom Polentum betrieben; an der Spitze steht der polnisch-katholische Klerus, der trotz aller Liebestaten der Regierung jegliches Gefühl für Dankbarkeit verloren hat, vielmehr seine größte Ehre darin sucht, gegen Preußen-Deutschland mobil zu machen. Alle Loyalität hat nicht gefruchtet, es gibt eben Leute, die Milde für Schlappheit ansehen.

Zu dieser Kategorie gehören die Polen; die Italiener, die zu tausend und abertausend unseren Westen unsicher machen, gehören auch dazu; diese „Rotgürtel" benehmen sich vielfach auf den Straßen, daß ein anständiger Deutscher im fünfmeter weiten Bogen ausweicht.

Ein Deutscher sollte sich in Italien so aufführen; Bruder Gipsfigurie würde schnell das Messer ziehen.

Doch, wir wollen von den Polen sprechen.

Am 15. Juli sind es fünfhundert Jahre geworden, daß die Schlacht bei Tannenberg geschlagen wurde. Das Deutschtum wurde nach furchtbarem Ringen vom Polentum, in Gemeinschaft von Tartaren und sonstigen „Lausewenzels" überwunden. (Näheres siehe Artikel: die Polenschlacht bei Tannenberg.)

Diese Begebenheit veranlaßt das Polentum, erneut den Gedanken der Errichtung eines großen polnischen Nationalstaates in die Masse der polnisch sprechenden Bevölkerung hineinzutragen; neuerdings wirbt man bei den gutdeutschen Littauern und Masuren. Die Zersplitterungspolitik der bürgerlichen Parteien im Osten hat den Polen sehr vorzüglich das Feld bereitet; schnell ist den Massen das Empfinden des Unzufriedenseins beigebracht, der geweckte Oppositionsgeist wird von den polnischen Hetzern geschickt ausgenutzt; es bleibt wahr: wer Wind säet, wird Sturm ernten.

So schön das Wort vom „schneidigen Husarenritt" klingen mag, nicht jede gut gerittene Attacke war der Haupttruppe zum Segen; das beweist die Kriegsgeschichte aller Völker. Die politischen Strategen dürften doch auch etwas Geschichte verstehen.

Der Tag von Tannenberg ist von allen Polen gebührend, unter Vertilgung großer Quantitäten Wutkis festlich begangen worden. Die Hauptfeier in Krakau soll sehr imposant gewesen sein. Ein feierliches Hochamt im Dom, an dem die polnische Adelsangehörigen, sowie hohe Staats- und Militärbeamten teilnahmen, leitete die Veranstaltung ein. Die Enthüllung des Jagello-Monuments (polnischer Heerführer) bildete den Höhepunkt. Antideutsche Kundgebungen sind unterblieben.

Der Tag von Tannenberg ist von allen Polen gebührend gedacht und was das heißt, kann nur der richtig würdigen, der die neu aufstrebenden Orte des Westens kennt, die zum Teil als polnische Filialen anzusehen sind. Davon ein Beispiel: Die katholische Gemeinde Werne i. W. hatte in dieser Woche die Wahlen zum Kirchenvorstand ausgeschrieben, gewählt wurden sämtliche von der Polenpartei aufgestellten Kandidaten, die katholische Gemeinde Gerthe bei Bochum hat seit zwei Jahren einen vollständig polnischen Kirchenvorstand.

Das ist doch eine ziemlich harte Nuß für die guten Ka-

Die Erbschaft des Herzens.

Roman von Wilhelm von Trotha.

(Fortsetzung.)

Als Kurt sich umwandte, sah er sich dem Herrn von Hallkron vis-à-vis.

„Na ja," lächelte der mit frechem Tone, „Sie hatten ja Geld sehr nötig und auf die Art, wie Sie es gemacht haben, ist es am einfachsten dazu zu kommen, indem man mit einem guten Aeußeren einem jungen Mädchen den Kopf verdreht."

Kurt streifte mit einem unsagbar verachtenden Blick den neben ihm stehenden Laffen und sich an seinen Freund Hans wendend, sagte er kurz:

„Hans Du hast die Beleidigungen dieses traurigen Wichtes gehört, komm mit, das weitere sage ich Dir."

Inzwischen hatten sich die beiden Damen erholt und erschienen in dem Augenblick, in dem Kurt und Hans den jungen Mann verlassen hatten. Kurt sah begreiflicherweise sehr erhitzt und empört aus, bezwang sich aber sofort beim Anblick seiner lächelnden Braut. Es wollte aber in ihm keine rechte Stimmung mehr aufkommen und so trat er mit den beiden Geschwistern bald den Heimweg an.

Vor dem Hause seines zukünftigen Schwiegervaters verabschiedete er sich unter dem Vorwand dringender Arbeiten und bat Hans, ihn in etwa einen halben Stunde abzuholen, dann wolle er auch noch rechtzeitig um halb drei Uhr zum Essen da sein.

„Ach, da lohnt es ja kaum, daß ich nach oben gehe, ich begleite Dich Kurt, ich kann ja bei Dir warten."

„Tue das Hänschen," schmeichelte Klein-Elschen.

Sie hatte keine Ahnung, warum die Herren allein zu sein wünschten. Hätte Sie einen Schimmer von den letzten Vorgängen gehabt, sie hätte ihren Kurt nicht eine Minute aus den Augen gelassen. Damen verstehen eben das „Muß" in solchen Ehrensachen nicht so, wie ein Mann dieses auffassen muß. Sie sehen nur den ihnen teueren Mann in Gefahr und das genügt für sie, alles in Bewegung zu setzen, um ihn vor ei- Kampfe zu bewahren.

Hier aber gab es keinen anderen Ausweg, hier stand nicht nur Kurts, nein in erster Linie auch Elses Ruf auf dem Spiele, wenn man hier zurückgestoppt hätte, so wäre den Buben freie Bahn gegeben, jede Dame zu beleidigen.

Kurt und Hans wanderten in ernste Gespräche vertieft der Wohnung des ersteren zu. Hans hatte noch im Vorbeigehen dem Kutscher zugerufen, ihn in einer halben Stunde von der Wohnung von Herrn von Stohren abzuholen. Als derselbe dann vorfuhr, hatten sich die beiden Freunde über die Bedingungen des Zweikampfes geeinigt.

Fünfzehn Schritt Barriere, gezogene Pistolen mit Stecher, Avanzieren und Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit eines der Duellanten.

Hans fuhr sofort ab und als er nach einer Stunde wieder mit den dampfenden Pferden vor Kurts Wohnung hielt, konnte er dem Freunde mitteilen, daß alles geregelt sei.

Stohren hatte inzwischen begonnen, seine Sachen zu ordnen. Erst als Hans mit obigem Bescheid bei ihm eintraf, war er ruhiger geworden.

Vor dem Essen konnte Kurt dem alten Herrn noch den Sachverhalt und die Ursachen des Rencontres mit dem jungen Hallkron auseinander setzen, der auch das Vorgehen Kurts billigte.

„Wenn ich Dir einen Rat für den Kampf selbst geben kann, Kurt, so springe so schnell als möglich die Strecke vor, die Dir zum Avanzieren gegeben ist und dann ziele ruhig. Das ist eine alte Duellregel, die aber in der Aufregung des Kampfes die wenigsten befolgen."

„Gut, ich werde daran denken Papa. Aber noch eins, laß ja Else nichts von allem merken, sie ist sonst außer sich und wäre im Stande, nur um mich vor einer Gefahr zu retten, uns auf den Kampfplatz zu folgen!"

„Nein, da sei nur ruhig, ich passe schon auf!"

Man setzte sich zu Tisch und Kurt war so aufgeräumt und so vergnügt wie selten. Else hielt es für frohe Stimmung, während die beiden Herren das Erzwungene wohl durchfühlt hatten, hatte Kurt sich trotzdem meisterlich bezwungen.

Einige wichtige Arbeiten vorschützend, ging er bald nach dem Essen nach Hause.

Auf der halben Treppe wandte er sich noch einmal um und rief Hans zu:

„Gegen 6 Uhr denke ich so weit zu sein, hole mich doch dann ab!"

„Ach ja, Kurt, Hänschen nimmt mich mit!" rief Else sichtlich erfreut.

„Elschen wir müssen noch einen Weg in die Stadt machen, da wird es schwer gehen, hole mich — morgen Nachmittag mit ab."

„Wie schade, Kurt, ich hatte mich so gefreut einmal Deine Wohnung zu sehen."

„Na, wir sagen uns alle drei einmal bei ihm zum Kaffee an," beendigte der Papa das Hin und Her der Unterhaltung.

„Ach ja," klaschte Else fröhlich in die Hände und ließ von ihrem heutigen Vorhaben ab.

Zu Hause schrieb Kurt einige Briefe, ordnete seine wenigen Habseligkeiten und hatte so äußerlich alles getan, was ihm nötig zu sein schien.

Das Unglück wollte es nun aber, daß am Nachmittag eine Bekannte von Else sie aufsuchte, die auch sehr befreundet mit Frieda Hallkron ist. Von dieser hatte sie nun gehört, daß ihr Bruder auf dem Eise heute einen Herrn schwer beleidigt hatte und daß ein Duell unmöglich zu vermeiden sei.

Else schoß es durch den Kopf, daß Kurt einen Moment, während sie mit Frieda auf der Terasse gesessen, mit Hans und Hallkron im eifrigen Gespräch allein stand. Aber der junge Hallkron entfernte sich ja mit einer sehr höflichen Verbeugung, allerdings war Kurt sichtlich erregt und wendete sich mit einem eisigen Gruß von dem Davoneilenden Hallkron ab.

Alles das schwirrte ihr in dem Augenblick durch den Kopf, aber sie verwarf die Gedanken, die in ihr aufkeimten, daß Kurt der Gegner sein könnte; zu gleicher Zeit öffnete sich die Tür und Kurt trat mit Hans zusammen ein.

Beiden wurde nun die Neuigkeit haarklein auseinandergesetzt, sogar die Duellbedingungen wußte man schon, natürlich nur in fabelhafter Aufbauschung.

Die beiden Herren meinten, Duelle und die Bedingungen klängen immer sehr gefährlich, meist stecke aber nicht viel dahinter. Sonst legten sie wenig Interesse an den Tag und bemerkten, es sei wohl blos eine einfache Studentenwauferei.

Denkspruch.

Einem trauen ist genug, — Nur halb ist der Verlust des schätzen Glückes, wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten." — Mit Aufregung hat Asta ihre Aufregung niederzukämpfen, aber sie kann dann Freude nicht so verbergen, daß sie sich freuen oder ärgern sollte; — „Kindchen, heute geht's wirklich nicht, es ist Diens- Als Herr Heinz Hartwig das Bild ansah, wußte er zuerst nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte; im heimlichen Zweifel sah er das Bild, bald auch

tholiken Westfalens; was hilft denn alles Liebäugeln mit den Polen? Die Herrschaften gehen doch ihren eigenen Weg. Die Evangelischen, Littauer und Masuren stehen treu zu unserer Kirche und haben bisher — wenigstens das Gros — alle Außenreiterei und Eigenbrödelei vermieden; hoffentlich bleibt's so.

Japans Kündigung des Handelsvertrags mit Deutschland, der diejenige der Verträge mit allen andern Staaten folgt, hatte die deutsche Reichsregierung vorausgesehen und sich schon seit geraumer Zeit auf diese Eventualität vorbereitet. Die Regierung hat, wie der Unterstaatssekretär im Reichsamte des Innern einem Vertreter der „Berl. Ztg." mitteilte, schon von einer ganzen Reihe von Interessenten-Gruppen, die am Export nach Japan beteiligt sind, Anregungen und Vorschläge erhalten, die bei den Verhandlungen Berücksichtigung finden werden. Ob diese Verhandlungen in Deutschland oder Japan geführt werden, steht noch nicht fest. In jedem Falle ist die Kündigung aber eine reine Formalität und an einen Zollkrieg nicht zu denken.

Seit Entdeckung der Diamantenlagerstätten in Deutschsüdwestafrika

sind bis zum 31. Mai d. J. rund 936 000 Karat Diamanten gefördert worden. Für 1910 ist eine Jahresproduktion von etwa 900 000 Karat zu erwarten. Der Reichtum der deutschsüdwestafrikanischen Lager ergibt sich auch daraus, daß Deutschland zurzeit mit einem knappen Fünftel an der Weltproduktion beteiligt ist. Nach dem Urteil aller Sachverständigen werden die Lager noch auf Jahrzehnte hinaus einen lohnenden Abbau gestatten.

Frankreichs Ausdehnungs-Bestrebungen in Marokko

von der algerischen Grenze aus, haben zu neuen blutigen Kämpfen geführt, denen weitere folgen werden. Der Kampf, in dem die Zurückgeworfenen Marokkaner 53 Tote verloren, während auf französischer Seite 11 Mann fielen und 43 verletzt wurden, fand unweit Udschdas am Ufer des Muluya statt. — Der Führer des vorrückenden französischen Korps hatte dem Stamm der Benisnassen mitgeteilt, er sei nicht gekommen, den Muluya zu überschreiten, sondern nur zu dem Zweck, um Märkte anzulegen, von denen auch die Eingeborenen Nutzen hätten. Während die Verhandlungen hierüber noch geführt wurden, sprengte plötzlich marokkanische Reiterei in das französische Lager. Die Marokkaner wurden unter den angegebenen Verlusten zurückgeworfen. Die Franzosen bezogen ein neues Lager und verschanzten es. Dort erwarten sie Verstärkungen aus Oran, um gegen die Friedensstörer eine Straferpedition zu unternehmen. — Schade, daß die Marokkaner über den Hergang nicht auch berichten können.

Die englischen Flottenmanöver

wurden mit einer großen Seeschlacht vor der Mündung des Severn beendigt. Die blaue, feindliche, Flotte hatte Stützpunkte in Schottland und im nördlichen England, die rote, heimatliche, im südlichen England und in den südlichen Häfen Irlands. Die rote Kundschafter-Flotte brachte, einem Berichte der „B. Z." zufolge, am Sonntagmittag die Nachricht, daß der Feind sich in voller Fahrt und schlachtbereit in den südlichen Gewässern der Irischen See befände. Die rote Flotte fuhr dem Feind entgegen, kam um Mitternacht an und stellte sich in Schlachtlinie auf. Die blaue Kundschafterflotte war entweder in aller Stille durch Torpedoboote zerstört oder gefangen genommen worden, so daß die blaue Hauptflotte plötzlich beim Morgengrauen die rote Hauptflotte vor sich sah. Der Kampf währte von 3 bis 8 Uhr früh. Die rote Flotte verlor 13 Schlachtschiffe und mehrere Torpedobootzerstörer. Die blaue Flotte verlor 16 Schlachtschiffe, sämtliche Torpedobootzerstörer und Kreuzer, sowie viele Transportschiffe, die 10 000 Mann landen sollten. Die Heimatflotte trug also, wenn auch mit schweren Verlusten, den Sieg über die Invasionsflotte davon.

Rußland und Japan:

„In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Liebe und Freude."

Welch rührendes Bild.
Uhland würde ausrufen:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.

Gönnen wir den Leuten die Freundschaft.

Im geschäftlichen Leben geht's ähnlich; konkurrierende Gesellschaften, die sich bis auf den Tod bekämpfen, machen auch gerne Verträge, die jedem ein paar Fettaugen auf der Suppe garantieren.

Rußland und Japan wollen jetzt gemeinsam den Chinesen die Bouillon abschöpfen.

Ob um den chinesischen Schöpflöffel doch noch einmal Krach auf der internationalen Wurstsuppe (Schlachtfest) ausbricht?

Halten wir das Pulver trocken!

In Persien wie in Indien

sind unruhige Zeiten. In Teheran wurde das Oberhaupt der persischen Geistlichkeit, Said Abdullah, in seiner Wohnung ermordet, der als Russenfreund bekannt war und die Konstitution bekämpfte. In Kalkutta werden fast täglich Redakteure verhaftet, welche die Erhebung Indiens gegen England verlangen.

Die Schlacht bei Tannenberg.

Am 15. Juli waren 500 Jahre verflossen, seit die Blüte der deutschen Ordensritter in der furchtbaren Schlacht von Tannenberg-Grünfelde durch den vereinten Ansturm der Polen und Litauer dahingerafft wurde. Es war ein Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Ordenslandes Preußen, denn von jenem Tage an hörten die Deutschen auf, Herrscher zu sein unter den Westslawen, und die ritterlichen Weißmäntel verloren den Ruf der Unbesiegbarkeit, der bisher ihr stolzes Bollwerk in den Ostmarken aufrecht erhalten hatte. Der Verfall des Ordens nahm nun ein Jahrhundert lang seinen Lauf, bis schließlich das Land ein Fürstentum den Hohenzollern wurde und die halberstickten Keime deutschen Wesens dann unter preußischer Herrschaft wieder fröhlich aufgingen. Der ritterliche Glanz einer großartigen weltlich-geistlichen Genossenschaft, das kühne Emporsteigen mittelalterlicher Kriegsmacht zu schwindelnder Höhe ragt noch einmal vor unserem Auge auf, wenn wir des Schicksalstages von Tannenberg gedenken, der dem bereits seit langem keimenden Verfall im Körper des Ordensstaates zur offenbaren Tatsache machte. Aber dieser Tag der Vernichtung ist verbunden mit Großtaten deutscher Tapferkeit; als Helden wußten die Ordensritter zu sterben und besiegelten mit ihrem Blute das Vermächtnis ihrer Vorgänger, die in beständigen „Kriegsreisen" den Kampf gegen die östliche Gefahr glücklich geführt hatten. Durch den Großfürsten Jagjello von Litauen war der lange gefürchtete Bund zwischen Litauen und Polen endlich vollzogen worden. Zwei furchtbare Schläge führte der kluge Slawenherrscher gegen den Orden, als er in drei Tagen die heilige Taufe empfing und die Erbin von Polen freite. Als Wladislaw bestieg er den polnischen Thron und verbündete sich, um seine herrschsüchtigen Pläne auszuführen, mit den heidnischen Tartaren und Walachen. So zog er eine Macht um sich zusammen, in deren buntem Völkergemisch Christen, Heiden und Juden zusammen sich gegen den Orden erhoben. Im Juli 1410 kam es zum entscheidenden Kampfe. Die Deutschritter zogen unter mehr als 50 Bannern aus, geführt von ihrem Hochmeister Ulrich von Jungingen mit einem der größten Heere, das der Orden je um seine Fahnen geschart; 1700 Söldner waren angeworben worden; auch führten sie Feldgeschütze mit sich, die von 8 Pferden gezogen und aus denen schwerfällige Steinkugeln geschleudert wurden. Das Slawenheer bestand aus dem Aufgebot des Königreichs Polen und den litauischen Scharen unter Großfürst Witold, aus den Truppen der beiden Herzöge von Masowien, Hilfsvölkern aus der Moldau, Walachei, Bessarabien, aus Russen, Tartaren und Söldnern, die aus Böhmen und Mähren kamen. Eine ausführliche Schilderung des gewaltigen Ringens gibt in anschaulicher Lebendigkeit Paul Fischer in einer zum Andenken an die Schlacht veröffentlichten Broschüre, die im Verlag von Gustav Röthe in Graudenz soeben erschienen ist. Die Zahl der Kämpfenden ist nach alten Chroniken auf mehrere hunderttausend angegeben worden und auch neuere Geschichtsschreiber haben noch an einer Schätzung von etwa 200 000 Mann für beide Heere festgehalten. Doch sind das sehr übertriebene Angaben; man wird besonders im Hinblick auf das Schlachtfeld, annehmen müssen, daß die beiden Heere zusammen nicht mehr als 50 000 Mann stark waren, wobei das Ordensheer mit 15 000 Mann Reiter und Fußtruppen, das Slawenheer mit 35 000 Mann anzusetzen ist. Am 15. Juli 1410 standen sich die beiden Heere gegenüber. Der Hochmeister hatte seine Truppen in zwei Treffen geordnet, die die Dörfer Grünfelde und Tannenberg als Stützpunkt hatten. Vor der Schlachtreihe waren die Geschütze, etwa 50 „Buchsen", aufgepflanzt. Die Feinde ordneten sich in drei langen und starken Schlachtreihen, um das Zentrum Ludwigsdorf. König Wladislaw Jagjello, der während der Aufstellung des Heeres in seinem Königszelte mit großem Pomp Gottesdienst abhielt, bestieg seinen Streithengst, ritt die Fronten entlang, als handle es sich um eine Truppenschau, und nahm angesichts der Feinde bei mehreren Slawenhäuptlingen die feierliche Zeremonie der Schwertumgürtung vor. Trotz der großen Julihitze beeilten sich weder der Hochmeister, noch der Polenkönig mit dem Angriff. Die Ordensritter wollten sich augenscheinlich des strategischen Vorteils, der ihnen aus ihrer höher gelegenen Verteidigungsstellung erwuchs, nicht begeben. So stand man sich in glühender Julisonne ungefähr vier Stunden lang gegenüber, wodurch besonders die Kraft der schwer gepanzerten Ritterreihen geschwächt wurde. So entschloß sich denn der Ordensmarschall Friedrich von Wallenrod, der Kriegsoberste nächst dem Hochmeister, der auf dem linken Flügel dem Großfürsten Witold gegenüber befehligte, den Lognor in aller ritterlichen Form durch zwei Herolde zum Kampf und auch noch zur Wahl des ja schon gegebenen Schlachtfeldes herausfordern zu lassen. Dadurch kam es zum Kampfe; die Slawen rückten vor. Das Abfeuern der Geschütze hatte keine Wirkung; auch die sonst so gefährlichen Armbrustschützen vermochten den Feind nicht zurückzuhalten, bald war man auf dem rechten Flügel beim Nahkampf. Die deutschen Ritter warfen die leichten litauischen Reiter über den Haufen und verfolgten sie so hitzig, daß ein großer Teil der Reiter von der eigentlichen Schlacht abgezogen wurde. Der Hochmeister hatte seinen linken Flügel erheblich verstärkt; der zunächst ebenfalls glückliche Vorstoß des Zentrums und rechten Flügels verlor dadurch an Stoßkraft; bald brachte der Befehlshaber der Polen, Zyndram von Maskowicze, „die Schlacht zum Stehen" und fiel mit frischen slawischen Truppen in die entblößte linke Flanke des Ordensheeres ein. Dadurch war die Sache der Deutschritter verloren; aber von einem Rückzug wollte der Hochmeister nichts wissen. „Wo so mancher tapfere Ritter neben mir gefallen ist", sagte er, „will ich nimmermehr aus dem Felde reiten." An der Spitze der letzten kampffähigen Fähnlein stürmte er vor. Schnöder Verrat vermehrte noch zuletzt das Unheil, die Kulmer Landesritter, die sich zu dem polenfreundlichen „Eidechsenbund" zusammengeschlossen hatten, verließen das Banner des Hochmeisters und sprengten davon. Nun werden auch die letzten Gebietiger des Ordens niedergemäht; aus vielen Wunden blutend, sinkt der Hochmeister vom Roß, ein Speer durchbohrt seinen Hals; mit seiner Leiche treiben Tartaren und Kosaken ihr scheußliches Spiel. So war der erste große Sieg entschieden, den die Slawen über Deutsche erfochten; hingesunken war die Blüte des deutschen Adels; 51 deutsche Banner ließ der König nach dem Kriege im Krakauer Dom aufhängen. Doch selbst der Nationalpole Sienkiewicz, der in seinem Roman „Kreuzritter" eine großartige dichterische Schilderung der Schlacht gegeben, bewundert die heldenmütige Tapferkeit der Ritter und gesteht: „Dieser Tag war für den Deutschorden der Tag der größten Niederlage, aber auch zugleich der Tag der höchsten Ehre."

Ein unzerstörbarer Geldschrank.

Der Kampf des „Geldschrankknackers" gegen den Geldschrank erinnert an den der Kanone gegen die Dreadnoughts. Auch die Panzerung des Geldschrankes wird immer mehr verstärkt, aber in demselben Maße wachsen die Mittel der Verbrecher, auch diese Widerstände zu überwinden. Wie Max de Nansouty im Temps mitteilt, ist es aber nun gelungen, einen neuen Geldschrank herzustellen, der unzerstörbar ist und allen Sprengstoffen oder Durchbohrungsversuchen Widerstand leistet. Dieser Geldschrank besteht aus einem Kompositum von Stahl und Magnesia und hat die Form einer massiven Granate, in deren Mitte sich eine Höhlung befindet, die dazu bestimmt ist, die Wertgegenstände aufzunehmen. Dieses Behältnis wird durch zwei übereinander gelegte Stahlscheiben von 62 und 125 Millimeter Dicke verschlossen. Das Ganze wiegt 2000 Kilogramm. Man hat diesen Geldschrank durch Dynamit zu sprengen versucht, aber Ladungen von 14 zu 250 Gramm hatten nicht die geringste Wirkung.

Drei praktische Winke. Der Genuß von Grünpetersilie tötet Papageien, derjenige von Fliederblüte und Brennesseln, die kleingeschnitten, mit Kleie vermengt den jungen Gänschen so gut bekömmlich sind, schadet Pfauen, und Enten sterben schon an kleinen Quantitäten Zucker wie die Haushühner an einigen der roten Beerenfrüchte von Maiglöckchen sterben.

Else schien vollkommen beruhigt zu sein.

Die junge Dame brach bald auf. Leerens gingen dann zum Abendessen in den Speisesaal. Um eine nicht zu gedrückte Stimmung aufkommen zu lassen, hatte der alte Graf eine Flasche Sekt geöffnet und man stieß auf frohe Tage an.

Da klingelte es!

Der Diener reichte dem jungen Grafen Hans eine Visitenkarte auf einem silbernen Tablett.

„Führen Sie den Herrn in das Arbeitszimmer des Herrn Grafen; Papa, Du erlaubst," und Hans schrieb zwei Worte auf die Karte und reichte sie dem Vater hinüber.

„Aber natürlich!"

„Also bitten Sie den Herrn, Joseph."

„Sehr wohl, Herr Graf!" und mit einer Verbeugung verließ jener das Zimmer.

„Ich bin gleich zurück," entschuldigte sich Hans und legte seine Serviette auf den Stuhl.

Else beschäftigte sich mit Lord, der auch gekommen war.

Der alte Herr reichte Kurt die Karte.

Dr. med. Freskani, Professor an der chirurgischen Klinik, las Kurt auf der Karte.

Er warf seinen zukünftigen Schwiegervater einen bedeutsamen Blick zu.

Kurt legte die Karte wieder zurück.

Im selben Moment trat Joseph wieder ein und meldete: „Der Herr Graf lassen die beiden Herren auf einen Augenblick hinüberbitten."

Eilig standen sie auf und gingen hinaus.

Else konnte sich nicht bezwingen und griff nach der auf dem Tisch gebliebenen Karte.

Sie las den Namen 2c. und da stand mit Bleistift geschrieben — Der Duellarzt. — Sie wußte genug.

Lord fuhr erschreckt zurück, sie hatte ihn fast umgerannt. Sie stürzte nach der Tür zu dem Arbeitszimmer des Vaters. Eben wollte sie die Klinke herunter drücken, als ihr der alte Herr eilig entgegentrat. — Er wollte die verhängnisvolle Karte holen, die er in der Eile hatte liegen lassen. — Zu spät!

Schluchzend stürzte Else in seine Arme.

Der Arzt verließ bereits das Zimmer und die beiden Freunde, die noch nichts ahnten, traten mit möglichst unbefangener Miene wieder herein, da sahen sie das Geschehene. Es hatte auch ein ferneres Leugnen keinen Zweck mehr, da Else sich nichts vorreden ließ.

Sie war außer sich.

Kurt hielt es für das beste, sich möglichst schnell zu empfehlen, da doch nicht daran zu denken war, daß noch eine leidliche Ruhe wieder eintreten würde.

Er zog Else leise an sich und flüsterte ihr einige beruhigende Worte zu, dann küßte er sie stürmisch auf Mund, Augen und Wangen und mußte sich gewaltsam von ihr losreißen.

Lord sollte bei ihr bleiben.

„Ich hole ihn morgen gegen Mittag ab," rief Kurt sich auf der obersten Treppenstufe umwendend, dann ging er ohne sich noch einmal umzusehen, festen Schrittes hinunter.

Else wankte wie geistesabwesend in ihr kleines Boudoir.

Der alte Graf ging eiligen Schrittes die Treppe hinunter und Kurts Hand ergreifend, sagte er leise:

„Mach's brav Kurt. Des Mannes schönste Tugend ist, ein wehrlos Weib zu schützen. Verdien' Dir Deine Braut als echter Edelmann im Kampfe und Gott schütze Dich mein edler Junge!" Er küßte Kurt auf die Wange und als er seine Hand zurückzog, die Kurt ehrfurchtsvoll an seine Lippen gedrückt hatte, fühlte er eine heiße Träne darauf. — Es war keine Träne der Furcht, nein, es war eine Träne der aufrichtigsten Dankbarkeit.

Hans zog ruhig seinen Pelz an, steckte den Stichdegen durchs Koppel, setzte die Mütze auf und seinen Arm in den des Freundes schiebend, gingen beide die Straße entlang.

Als der alte Graf in das Zimmer seines Lieblings eintrat, lag Else mehr als daß sie saß in einem der großen Armsessel und schluchzte laut in ihr Taschentuch, das sie sich mit der einen Hand vor das Gesicht hielt, die andere hatte krampfhaft die Lehne des Sessels umspannt. Lord saß zu ihren Füßen und leckte die kleine, weiße Hand.

Erst ganz allmählich beruhigte sie sich unter den liebreichen Worten ihres Papas und ging dann bald in ihr Schlafzimmer hinauf.

Sie konnte aber keinen festen Schlaf finden. Unruhig warf sie sich hin und her. Jedes Geräusch ließ sie aus dem Halbschlummer, in den sie eben erst verfallen war auffahren.

Sie hörte, wie ihr Bruder heimkehrte, der so leise als möglich den Korridor entlang schlich.

Gegen Mitternacht fiel sie erst in einen unruhigen Schlaf, in dem sie allerhand böse Träume quälten.

Schon sehr früh am anderen Morgen erwachte sie; eine Tür war leise geöffnet und dann wieder geschlossen worden. Gedämpfte Tritte hallten auf den langen, schweren Läufer. Es mußte Hans gewesen sein, da ein leichtes Sporenklirren zu hören gewesen war.

Wenige Minuten später rollte durch den tiefen Schnee ein Wagen vor. Mit einem Satz war sie aus dem Bette heraus und eilte an das Fenster; sie sah noch, wie ihr Bruder, von Joseph, dem Diener gefolgt, dem geschlossenen Wagen zueilte. Joseph trug einen großen, schwarzen Kasten hinter seinen Herrn her. Sie kannte ihn. Er stand in des Vaters Schreibzimmer und schon als Kinder war es ihnen nicht gestattet, an ihn heranzugehen. „Es sind Pistolen darin," hatte Papa stets auf ihre Fragen nach dem Inhalt geantwortet.

Alle beide verschwanden im Wagen. — Joseph jedoch kam wieder herausgeklettert und machte umständlich die Türe desselben zu.

Da rasselte die Fensterscheibe herunter, als sich eben der schwerfällige Landauer in Bewegung setzte.

Ein Herr lugte mit seinem Kopfe daraus hervor und blickte hinauf zu Elsas Schlafzimmer. — Es war Kurt. —

Mühsam schleppte sich Else bis zu ihrem Bette, dort brach sie mit dem Angstrufe: „Mein Kurt!" ohnmächtig zusammen.

Als sie gegen 9 Uhr erwachte, stand der alte, bewährte Hausarzt neben ihr. Sie wußte noch garnicht recht, wie ihr geschah und konnte sich kaum eines Vorganges entsinnen.

Der Kampf um das Opium in China.

Drei Jahre sind verstrichen, seitdem die chinesische Regierung das denkwürdige Edikt erließ, das die Anpflanzung von Opium im himmlischen Reiche bei schwerer Strafe verbot. Bei der Leidenschaftlichkeit, mit der die Chinesen an diesem an der Volkskraft zehrenden Nationallaster hängen, war das kaiserliche Edikt eine gefährliche Kraftprobe für die Regierung und man war sich über die Gewagtheit des Schrittes in Peking vollkommen klar. Langsam, sozusagen etappenweise, hat man begonnen, den Erlaß auf die Wirklichkeit anzuwenden, aber was in diesen drei Jahren geschehen ist, bleibt für den landeskundigen Beobachter eine Arbeitsleistung, die in ihrem klugen, weise abgemessenen Zielbewußtsein aller Bewunderung wert ist. Der Korrespondent eines englischen Blattes, der eine längere Reise durch Westchina unternommen hat, gibt in einem ausführlichen Berichte aus Tscheng-Tu in der Provinz Sz-Tschwan eine überaus interessante Schilderung der errungenen Erfolge und der schweren Kämpfe, aus denen sie hervorgegangen sind. Ueberall beherrscht der Kampf um das Opium die Gemütter, die aufgeklärteren Geister begrüßen die Initiative der Regierung, aber die große Masse der Landbevölkerung fügt sich nur widerwillig der zwangweisen Heilung von dem Laster. Die Struktur der Opiumpflanze mit ihren weißen und purpurfarbenen Blüten ist nicht zu verkennen und erleichtert den Beamten ihre Aufgabe. In der Provinz Kansu, wo Opium nur in den höheren Gebirgslagen gebaut wird, sind unzählige Felder zerstört, und überall stößt man auf Regierungskommissionen, die Berg und Ebene durchstreifen, um über die Ausführung des kaiserlichen Befehles zu wachen. Auf der Reise von Peking nach Lan-Tschou sah der englische Reisende nirgends mehr eine Spur von Opiumkultur; erst westlich von Hsi-ngan stieß er auf neue, junge Opiumfelder. Das war im Dezember. Damals erzählte ihm noch ein Opiumbauer, er sei ein glücklicher Mann, denn die Provinzen Schan-si und Kansu dürften Opium bauen. Die Aussage ist bezeichnend für die Besonnenheit, mit der die Regierung zu Werke geht. Noch zu Beginn dieses Jahres war in den westlichsten Distrikten das drei Jahr alte kaiserliche Edikt nicht verkündet. Nicht mit Unrecht werden Unruhen befürchtet, und um einem allgemeinen Aufstand vorzubeugen, wird das Gesetz nicht in allen Provinzen zu gleicher Zeit verkündet. Trotz dieses schrittweisen Vordringens machen sich die glücklichen Ergebnisse des Ediktes bereits geltend. Die verminderte Produktion hat die Preise für Opium nahezu verfünffacht; noch im vergangenen Jahre zahlte man in Hsi-ngan 200 Taels für die Unze, jetzt werden 800—1000 Taels gefordert und bezahlt. Die Folge ist, daß das Gros der Opiumraucher die teuren Preise nicht mehr aufbringen kann und vom Rauchen zum Kauen übergegangen ist. Im südöstlichen Kansu findet man bis Mintschow nicht eine Opiumpflanze. Aber hier, nahe der Stadt, kaum ein Flintenschuß von der Residenz des Mandarinen entfernt, blühen noch Opiumfelder. Das Edikt ist erst in diesen Tagen hier eingetroffen, und kurz vorher hatte man noch Opium gesät. Anfang des Jahres konnte man in Mintschow noch für einen Tael eine Unze Opium kaufen. Man mag daraus ersehen, mit welcher Tatkraft man in der benachbarten Provinz Kansu vorgegangen ist, wo heute Opium kaum noch erhältlich ist. In der Hauptstadt war es auch zu wilden Auftritten gekommen. Die Menge hatte den Yamen des Vizekönigs gestürmt. „Tötet uns nun, so tötet uns doch!" Der Vizekönig berief sich zuerst auf den kaiserlichen Befehl, aber er hatte schließlich doch nachgegeben. Das Ergebnis war, daß er degradiert und von einem entschlossenen Nachfolger ersetzt wurde. Die größten Erfolge aber sind in der Provenz Sz-Tschwan errungen. Hier wächst in diesem Jahr buchstäblich keine Opiumpflanze mehr. In den östlichen Dirstikten kam es zu heftigen lokalen Aufständen, die niederen Volksschichten rebellierten, zogen von Haus zu Haus und verlangten Geld für Opium; Häuser wurden in Brand gesteckt und allerlei schlimme Erpressungen verübt. Aber Tschao Erfeng, der Vizekönig, blieb unerbittlich, schonungslos wurden die Aufrührer bestraft. Ueberall zogen Soldaten hin und zerstörten die aufblühenden Felder. Die Besitzer wurden sofort verhaftet, zumteil auf den Feldern mit der Bastonade bedacht und zu schweren Geldstrafen verurteilt. Heute ist die größte Provinz des chinesischen Reiches mit einer Bevölkerung von 70 Millionen Menschen tatsächlich opiumfrei. Tausende von Aeckern und Feldern, die ehedem der Erzeugung des verderblichen Giftes dienten, sind heute mit Weizen, Indigo und Tabak bepflanzt, zum Segen des Volkes. Ueberall werden die glücklichen Folgen bereits fühlbar. Die Getreidepreise sind erheblich billiger geworden. Dasselbe wird aus Yunnan berichtet. Die ganze Provinz ist von Opium befreit, nur in einigen weitentlegenen Distrikten ist das Edikt noch nicht durchgeführt, wird aber noch im Laufe dieses Jahres in Kraft gesetzt.

Die Heirat des Prinzen Napoleon.

Sobald die Exkaiserin Eugenie von Frankreich von der Fahrt, die sie gegenwärtig, wie in jedem Sommer, auf ihrer Jacht „The Thistle" im Mittelländischen Meere unternimmt, zurückgekehrt sein wird, soll, so meldet man aus Brüssel, die Verlobung ihres Neffen, des Prinzen Viktor Napoleon, mit der Prinzessin Klementine von Belgien offiziell bekannt gegeben werden. Die Hochzeit wird dann bald darauf im Beisein der greisen Exkaiserin gefeiert werden. Die französischen Bonapartisten haben auf diese Heirat ihres erklärten Oberhauptes große Hoffnungen gesetzt. Aber es scheint, daß ihnen eine sehr unliebsame Enttäuschung bereitet werden wird. Sie glauben, der Prinz Napoleon, der bisher in seinem Brüsseler Junggesellenheim ein ziemlich zurückgezogenes und stilles Dasein führte, würde in Zukunft seine Prätendentenrolle mit etwas mehr Lebhaftigkeit und Energie durchführen. Denn durch seine Heirat tritt er ja in neue und engere Beziehungen zu der großen internationalen Fürstenfamilie, die auf den Thronen Europas sitzt. Nun herrscht aber zwischen der französischen Republik und dem kleinen belgischen Königreiche in jeder Hinsicht das beste Einvernehmen und man verspürt offenbar von belgischer Seite nicht die geringste Neigung, dieses Einvernehmen einer Trübung auszusetzen. Prinz Viktor Napoleon hat daher dem Könige Albert der Belgier schriftlich das Versprechen abgeben müssen, daß er niemals von belgischem Boden aus versuchen wird, die Rechte, die er als „Chef der Kaiserlichen Familie von Frankreich" für sich in Anspruch nimmt, zu verwirklichen. Als offizielle Residenz des Prinzen und seiner Gemahlin soll das italienische Schloß Moncalieri, der Witwensitz seiner Mutter, der Prinzessin Clothilde, gelten. Sie werden sich also in Brüssel gewissermaßen nur als Gäste des Hofes und der Nation aufhalten. Der Prinz hat sich sogar verpflichten müssen, schon jetzt keine Abordnungen seiner Partei mehr in Brüssel zu empfangen. Auch darf er seine Manifeste — die einzigen Kundgebungen, durch die die Welt hin und wieder an seine Existenz erinnert wurde — nicht mehr von Brüssel aus erlassen. Er ist also auf alle Weise politisch lahmgelegt und dem Bonapartismus, der namentlich im französischen Heere noch viele offene und heimliche Anhänger hat, stehen trübe Tage bevor.

Allerlei.

Haftpflicht der Schule bei ansteckenden Krankheiten. Schon geraume Zeit wurde in Schul- und Lehrerzeitungen ein Fall erörtert über „Haftpflicht der Schule bei ansteckenden Krankheiten", auf dessen Ausgang man allgemein gespannt war. Jetzt endlich fand derselbe, wie die letzte Nummer der „Schulgesundheitspflege" mitteilt, seine gerichtliche Erledigung. In einer Schulklasse der Volksschule zu Selbeck erkrankten zuerst die Söhne eines Fabrikarbeiters, sodann auch diejenigen eines Hausmeisters an einer ansteckenden Krankheit. Bei einem Kinde hatte die Krankheit eine dauernde Entstellung und auch ein Zurückbleiben in der geistigen Entwicklung zur Folge. Der Vater führte die Erkrankung seiner Kinder auf Ansteckung durch die Kinder des Fabrikarbeiters zurück; er machte den Fiskus für einen Schaden in Höhe von 3360 Mk. verantwortlich und führte zur Begründung seiner Klage an, daß es Pflicht des Schularztes gewesen sei, die zuerst erkrankten Kinder rechtzeitig aus der Schule zu entfernen. Auf Grund der eingeholten Gutachten gelangte das Landgericht zur Abweisung der Klage. Ein Verschulden des Kreisarztes sei nicht nachweisbar. Das Krankheitsbild sei nach der Beweisaufnahme nicht derartig gewesen, daß bei dem revidierenden Arzt der Verdacht einer ansteckenden Krankheit entstehen mußte.

Die törichten Jungfrauen von Berlin. In Berlin trat ein italienischer Schwindler unter dem Namen Marquis Pandolfi di Gutta d'Auro auf. Er verkehrte mit Mädchen wohlsituierter bürgerlicher Familien und versprach allen, sie zur Fürstin zu machen. Mehrere junge Damen träumten schon von fürstlichem Glanze und gaben große Summen her, die der Marchese durchbrachte. Schließlich kam der Schwindel ans Tageslicht.

Daß Ratten Kinder angreifen, ist wieder einmal bestätigt worden. In Liez fand man ein etwa zweijähriges Kind in seinem Blute schwimmend auf. Eine Ratte hatte die Schlagader des Kindes durchbissen und dem Kinde auch sonstige schwere Bißwunden am ganzen Körper beigebracht.

Viel von sich reden macht die grobe Pflichtverletzung des Vorstandes eines Waisenhauses zu Altona, der für sog. Verbellproben von Polizeihunden Kinder als Versuchsobjekte zur Verfügung stellte und zwar ohne jede Schutzbekleidung. Wie die „Köln. Ztg." mitteilt, wurde auch in einem Falle ein Kind von einem Hunde gebissen, sodaß es eine vier Zentimeter lange Wunde davontrug. Der Vorgang erscheint in allen Einzelheiten absolut unverständlich. Kein Wunder, daß die sozialdemokratische Presse ihn nach Möglichkeit ausschlachtet.

Der Traum der dänischen Aviatiker ist es, von einer Insel ihres Heimatlandes zur andern fliegen zu können. Dem Flieger Svendsen gelang es jetzt, den Oevesund, der Dänemark von Schweden trennt, zu überfliegen. Svendsen gewann damit 12 000 Kronen.

Entsendung von Marineärzten zum Schutze gegen die Choleraeinschleppung. Wie aus Wilhelmshaven berichtet wird, hat das Reichsmarineamt angeordnet, daß umgehend mehrere Marineärzte nach Westpreußen zur Stromüberwachung zu entsenden seien, um die Einschleppung der Cholera zu verhüten. Die Aerzte sind beauftragt, verdächtige Personen auf ihren Gesundheitszustand hin genau zu untersuchen, um die eventuell notwendige Isolierung sofort zu veranlassen. Es dürfte bekannt sein, daß der Eisenbahnminister v. Breitenbach vor kurzem ebenfalls einen Erlaß an sämtliche Eisenbahndirektionen in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern und Brandenburg gerichtet hat, um diese zu veranlassen, daß die Maßnahmen gegen die Cholera unverzüglich zu ergreifen seien. Die Entsendung weiterer Aerzte in die anderen oben genannten Provinzen steht bevor.

Die westeuropäische Zeit für Frankreich. Wie die neue Preußische Korrespondenz" erfährt, wird in Frankreich demnächst die westeuropäische Zeit zur Einführung gelangen, wie sie bereits in England, Belgien, Holland, Luxemburg und Spanien zur Anahme gelangt ist. Der französische Ministerrat hat den Minister der öffentlichen Arbeiten autorisiert, die Senatorenkommission, deren Aufgabe es ist, auf Grund einer im Jahre 1898 von der Kammer angenommenen Proposition das Zeitproblem zu studieren, zu ersuchen, beim Wiederzusammentritt der Kammer Bericht zu erstatten. Man nimmt an, daß auf diese Weise die westeuropäische Zeit in Frankreich offiziell eingeführt werden wird.

In der Almhütte verbrannt. Die Almhütte des Besitzers Fasching auf der Glawukoalm bei Mürzzuschlag brannte ab. Der Almhüter wurde in den Trümmern als verkohlte Leiche gefunden. Das Almvieh war nicht aufzufinden. Es wird Brandstiftung vermutet.

Ein Opfer seiner Waghalsigkeit. Vom Mondsee in Oberösterreich fuhren zwei amerikanische Schauspieler auf ihren Rädern gegen Scharfingen. Trotz Warnug stiegen sie aber nicht ab. Einer der Waghalsigen stürzte bei einer Kurve und brach das Genick. Er war sofort tot.

„Wo ist Kurt? Man will mir etwas verheimlichen," aber zu gleicher Zeit ging die Tür auf, durch die der Papa leise hereintrat.

Da sein Töchterchen nicht mehr in Ohnmacht lag, so hellten sich seine Mienen schnell auf und an sie herantretend, sagte er ihr leise, einen Kuß auf die Stirn drückend:

„Sei nur still, mein Goldkind! Kurt ist hier und wohnt vorläufig ganz bei uns! Wenn Du hübsch brav und artig bist, erlaubt Dir vielleicht der Herr Medizinalrat, daß Du aufstehst und dann Kurt einen Moment sehen darfst."

„Oh, warum nicht! — Aber schön brav sein, meine kleine Patientin. Jede Aufregung ist noch schädlich," fügte der alte Herr, sich die Hände reibend und seine goldene Brille zurechtsetzend, hinzu.

Er rieb sich immer die schön gepflegten Hände und rückte an seiner Brille herum, wenn er vergnügt war und daß war er immer, wenn sich seine Patienten wohl fühlten und auf dem Wege der Besserung waren.

„So, Herr Graf, nun ein gutes Frühstück für Komtesse, vielleicht eins Täßchen Schokolade, ein oder zwei weichgekochte Eier, so drei bis vier Minuten gekocht, ein wenig Fleisch oder Pastete, na, Sie wissen ja schon! Also etwas Kräftiges, leicht verdaulich. So, nun allseits guten Morgen, meine sehr verehrten Herrschaften, guten Morgen, wünsche allseits guten Morgen," dienerte er nach allen Seiten hin, reichte Else die Hand und ging mit dem Grafen zur Tür hinaus.

„Elschen, Du frühstückst erst und ruhst dann noch ein Stündchen: gegen elf Uhr hole ich Dich und wir sehen dann Kurt," rief der Papa noch einmal halb die Tür öffnend, ins Zimmer hinein.

„Ja, Papachen," jubelte Else. Dann, als sie allein war, faltete sie ihre kleinen Händchen und dankte ihrem Gott inbrünstig, daß er seine schirmende Vaterhand, über ihren Abgott, ihren Kurt, gehalten hatte.

Um elf Uhr stand sie, in ein Hausgewand gekleidet, vor dem Spiegel, als es an ihre Tür klopfte. Ihr Bruder Hans trat durch dieselbe hinein.

„Komm', Elschen, Papa und Kurt warten auf Dich."

Mit zwei Schritten stand sie in der Tür.

„Endlich!" jubelte sie.

Aber sie mußte erst zum Papa, der ihr mit wenigen Worten den ganzen Sachverhalt auseinandersetzte, ohne auf die Folgen des Zweikampfes einzugehen.

„Kurt muß sich einige Tage schonen und da kannst Du ihm ein wenig hilfreich zur Hand sein, er ist leicht am Arm verwundet, beruhige Dich nur Kind," fügte der alte Graf schnell hinzu, als er sah, wie seine Else sichtlich erschrak, er liegt ja nicht einmal im Bett.

„Nun aber komm' schnell," und alle drei eilten hinüber.

An der Tür machten die beiden Herren Halt, Else trat in das Zimmer ein und flog mit dem Jubelruf: „Mein einzig geliebter Kurt," dem Bräutigam um den Hals.

Beide setzten sich dann auf das Sofa und konnten erst vor innerer Aufregung über das freudige Wiedersehen kein Wort sprechen.

„Und war der junge Hallkron Dein Gegner Kurt?" brach Else das momentane Schweigen.

„Ja! er hat sein Schicksal verdient," setzte er düster hinzu.

„Oh Kurt, was ist passiert?"

„Ich habe Heinrich von Hallkron schwer verwundet, aber der Arzt gibt gute Hoffnung!" versetzte er und blickte eine Weile stumm und ernst vor sich hin.

Auch Else sprach kein Wort und in dem minutenlangen Schweigen hielten sich die beiden Liebenden eng umschlungen.

„Er hatte Dich und mich beleidigt," unterbrach Kurt die unheimliche Ruhe. „Möge ihm die Kugel eine heilsame Lehre sein," fügte er hinzu.

Da trat der alte Graf in das Zimmer und während der Unterhaltung begann die gedrückte Stimmung allmählich zu weichen.

Auch Hans kam bald und so saß die ganze Familie wieder zusammen. Lord hatte sich sofort, als er mit Else zusammen eingetreten war, laut bellend und mit dem Schweife wedelnd auf seinen geliebten Herrn gestürzt

„Es steht uns nun wohl eine längere Trennungsfrist bevor," begann Kurt nach einer Pause.

„Aber warum denn?" fragte Elschen ganz erschreckt.

Kurt setzte ihr im langem und breitem auseinander, was für Folgen so ein Duell habe, daß er einer längeren Festungshaft entgegengehe und machte ihr dann über diese selbst einiges klar.

„Das ist alles nur Formsache, weil es eben das Gesetz vorschreibt. Duelle sind nicht statthaft," ergänzte Papa Leeren die lange Rede Kurts.

„Ja, aber warum werden sie denn trotzdem ausgefochten, Papa, das reimt sich doch nicht zusammen."

„Ja, mein Kind, Beleidigungen solcher Art kann man eben nicht auf sich sitzen lassen, namentlich, wenn noch dazu eine Dame damit kompromittiert worden ist. Es ist eben das höchste Ehrenschild von dem Mann, ein wehrlos Weib zu schützen gegen freche Bubenangriffe oder wäre es Dir lieber gewesen, wenn Kurt den erlittenen Schimpf hingenommen hätte und ihm jeder zurufen konnte: „„Seht mal, der hat sich und seine Braut beleidigen lassen, er war zu feige, den Niederträchtigen zu züchtigen!"" Ja, wäre das besser gewesen?"

„Nein, nie, nie würde ich das vergessen! Nun aber hat er seine Liebe zu mir mit seinem Blute besiegelt, er ist mir noch teurer wie zuvor," und ein langer, seliger Kuß lohnte Kurt für seine Schmerzen, die ihm sein verwundeter Arm verursachte. —

Kurt war auf Wunsch des Grafen garnicht erst wieder in seine alte Wohnung zurückgekehrt, sondern sollte vorläufig ganz bei Leerens wohnen.

„Schon der Pflege wegen," hatte der Papa so nebenbei hingeworfen.

Else war strahlend und dankte ihrem „lieben, guten Papa" durch mehrere stürmische Küsse.

„Du erstickst mich ja, hör doch auf, Du kleiner Wildfang," wehrte er sein Töchterchen ab.

Die nächsten Tage gingen gleichmäßig dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Kreuzstern

MAGGI's Suppen

1 Würfel für 2 Teller **10 ₰**

DIE BESTEN!

Sie erleichtern der Hausfrau während der Sommerszeit ganz wesentlich die Arbeit am heissen Herd!

Mülheim-Ruhr.

Flottgehende, brauereifreie

Wirtschaft 4297

(neues Eckhaus) ist unt. äußerst günstigen Bedingungen zu verkaufen. Erforderlich. Kapital 15000 M. Offerten u. **Nr. 101** an die Geschäftsst. in Hattingen.

Gute **Tageswirtschaft** in der Nähe der Stadt Frankfurt a. M. ist besonderer umständehalber für 2000 Mk. zu vermieten. Verbrauch 300 hl Bier, 50 hl Apfelwein und 40 hl Schnaps, Erforderlich 15—1800 Mk.

In Frankfurt a. Main im Arbeiterviertel habe ich eine

prima Wirtschaft

mit 5 Mk. Bieraufschlag auf sofort oder später zu vergeben. Verbrauch 200 hl Bier, 40 hl Apfelwein und 25 hl Schnaps. Erforderlich 800—1000 Mk.

Näheres **Heinrich Borgards,** Frankfurt a. Main, 4391] Schloßstraße 113.

Eine 3zöllige

Sturzkarre

zu verkaufen. 4385

Heinrich Grote, Bredenscheid.

Junge 4342

Dobermann-Hündinnen



7 Wochen alt, mit prima Stammbaum, billig zu verkauf.

Heinrich Hugo, Altendorf-Ruhr, am Bahnhof.

Haus

mit Hofraum, Stallung, Land und schönem Garten zu verkaufen. 4353

Frau Witwe Heinr. Cohaus, **Horst** (Ruhr), Feldstraße 229.

! Achtung !

!! Sofort Geld!!

erhalten Sie durch den Vertrieb unserer abwaschbaren Edel-Dauerwäsche. Anerkannt neuestes u. bestes Fabrikat. Musterkollektion. Prospekte und Legitimationskarte gratis. Höchste Provision. 4223

P. Schmitt & Lange, Elberfeld.

Lebensstellung.

findet tüchtiger Herr durch Verkauf unserer Futterkalke, Düngemittel 2c. an Landwirte u. Wiederverkäufer, auch als Nebenerwerb passend. [4354

D. Hardung & Co., chem. Fabrik, Leipzig-Eutritzsch.

Knape & Würk's

Eukalyptus-Bonbons,

bestes Hustenlinderungsmittel Schutzmarke Zwillinge,

Paket 30 Pfg. in der **Ernst**'schen Apotheke, Linden-Ruhr.

Pastor Felke-Heilweise

Hattingen, Bahnhofstr. 37, Donnerst. 3—6, Freitag 9—11

W. Brockhaus, beglaubigter Vertreter.

Dr. Kraus,

Dortmund,

Spezialarzt für Haut-, Harn- und Blasenleiden,

Licht-Institut,

Laboratorium f. Blutuntersuchung

verlegte seine Wohnung

von Betenstrasse 7 nach

Ostenhellweg 42|44.

Sprechst. ½8—8¾, 11—1 vorm. 3—6 N. [3786

Telephon 1877.

Militärstiefel

Neu besohl. Schaftstiefel 4,25 M. Neu besohl. Schnürstiefel 3,25 M. Versand sofort bei Angabe der Größe unter Nachnahme, nicht unter 2 Paar. [V 419

Fr. Fischer, Hamm, Westf. Ritterstraße 16.

Heidelbeeren

in **altbekannter, guter Ware** liefern von Ende Juli bis Ende August freibleibend. zu **18—20** Pfg. pro Pfund unter Nachnahme. 4084

Trudewind & Peus, Meschede-Sauerland. Telef. 10.



Wir bleiben gesund

3866

weil uns die kluge Hausfrau mit Reeses Salicyl eingemacht hat. Reeses Salicyl schützt alle Früchte, Gemüse 2c. vor Schimmel und Verderben. Verwenden Sie auch anstatt Hefe und vieler gewöhnlicher Backpulver, Reeses Backwunder, das Patent-Backpulver, Reeses Puddingpulver und Vanillinzucker als Ersatz für die teuere Schotenvanille.

Reese Gesellschaft Hameln.

Gratis 1 Dose ff. Cakes für 50 Gutscheine.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.

1 Tabakspfeife umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden)

Fabrik. Weltruf!

Bekanntmachung.

Bei der **Hufbeschlagschmiede** des Kreises Hagen-Land zu **Herdecke an der Ruhr** beginnt am

Montag, den 3. Oktober d. Js., nachmittags 3½ Uhr,

ein **neuer Kursus.** Dieser theoretische und praktische Kursus dauert 3 Monate. Das Lehrgeld beträgt 10 Mk. Weitere Gebühren sind nicht zu entrichten. Das Bestehen der Abschlußprüfung befähigt zum Betriebe des Hufbeschlaggewerbes gemäß dem Gesetze vom 18. Juni 1884. Die Schüler müssen mindestens 19 Jahre alt sein. Aufnahme-Anträge sind an den Unterzeichneten, den Kreistierarzt Schaumkell in Hagen oder an den Lehrschmiedemeister Duhme zu Herdecke zu richten, woselbst auch weitere Auskunft erteilt wird. Dem Antrage sind beizufügen:

a) ein Nachweis über Erlernung des praktischen Schmiedehandwerks während einer mindestens dreijährigen Dauer.

b) ein polizeiliches Führungszeugnis.

Hagen, den 30. Juni 1910. 4437

Der Vorsitzende des Kreisausschusses:

Hartmann, Königlicher Landrat.

Königliche Lehranstalt

für Wein-, Obst- und Gartenbau

zu **Geisenheim a. Rhein.**

Wir bringen hiermit zur Kenntnis, daß an der hiesigen Kgl. Lehranstalt

1. **ein Obstverwertungskursus für Frauen** in der Zeit vom 1. bis 6. August d. Js.,
2. **ein Obstverwertungskursus für Männer** in der Zeit vom 8. bis 19. August d. Js.

abgehalten werden. Die Kurse beginnen an den zuerstgenannten Tagen vormittags 9 Uhr. Der Unterricht wird theoretisch und praktisch erteilt, sodaß die Teilnehmer Gelegenheit haben, die verschiedenen Verwertungsmethoden einzuüben. — Der Unterricht umfaßt: Obstweinbereitung und Behandlung desselben im Keller, sowie Behandlung kranker Weine, Bereitung von Essig, Branntwein, Beerenwein, Schaumwein und alkoholfreiem Getränke; Untersuchung von Reinhefen, Kahmhefen und Schimmelpilzen, ferner des Mostes auf Zucker und Säure. Bereitung von Mus, Gelee, Marmeladen und Pasten; Herstellung und Aufbewahrung von Konserven und Obstsäften, Dörren des Kern- und Steinobstes und des Gemüses. Obsternte, Sortierung, Aufbewahrung und Verpackung des frischen Obstes, Gurken-, Kraut- und Bohnensäurung usw.

Das Honorar beträgt 6 Mark, für Nichtpreußen 9 Mark. Anmeldungen sind an die Direktion zu richten.

Geisenheim a. Rhein, den 31. Mai 1909. [3673

Die Direktion

Für Rettung von Trunksucht

versend. Anweisung nach 37jährig. approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen zu vollziehen, keine Berufsstörung, unt. Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere **Privat-Anstalt Villa Christina** bei **Säckingen** Baden.

Strickmaschinen mit Mark **30—50** Anzahlung. Illustr. Pracht-Katalog gratis. **P. Kirsch,** Dobeln.

Rosfläuse

mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet den Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Flasche 50 Pf. Erhältl. in Drogerien und Apotheken. Wo nicht erhältlich, gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v. all. Fabrik Rademacher & Co., Siegburg. Um sich v. minderw. Nachahm. zu schütz., achte man b. Einkauf auf d. u. Nr. 75198 patentamtl. eingetr. W.-Z. „Goldgeist".

Für Bruchleidende.

Empfehle sämtliche [4091

Bruchbänder

für Erwachsene und Kinder Langjährige Erfahrung darin

Wilh. Zschau, Hattingen

Lederwaren und Sattlerei.

Feine Wasch- u. Plättarbeit

in Stärkewäsche wie Hauswäsche und in Wäsche nach Gewicht

liefert niemand besser

wie

P. W. Stein, Essen-Ruhr. Tel. 1051 u. 3298

Hattingen: Bruchstrasse 6.

Dahlhausen: Bezirk I 48 bei Herrn Pork.

Rasche, feine Arbeit, auch in Färberei, chemischer Kleiderreinigung, Gardinenwäsche, Teppich- und Polstermöbelreinigung mit Mottendesinfektion.

25 Spezialgeschäfte.

Ca. 50 eigene Läden.

Vom Guten das Beste ist

Salon Löbenich

Schuhputz **Ofenputz**

Ueberall zu haben

Schönster Hochglanz. Aeusserst sparsam

Greift das Leder nicht an. Prachtv. Silber-Glanz.

Allein. Fabrik. Chemische Fabrik Ackermann & G. AG. Plauen i. V.

Elektr. Lichtbäder, hydroelektrische Bäder und Massagen, Wannenbäder 75 Pfg. [3437

Heinrich Siepmann, Hattingen, Bahnhofstr. 47.

Heinr. Hornfeck

Steele, Berlinerstraße 13.

Zöpfe- und Haarunterlagen-Fabrikation.

Aufärben verblichener Haarersatzteile billigst.

Alle modernen Haararbeiten und Toilettenartikel

zur Haar-, Kopf-, Gesichts-, Hand-, Fuß-, Haut-, Mund- 8830 en gros. Zahnpflege. en detail.

Pianos Flügel

von ersten Künstlern als unübertroffen begutachtet



kaufen Sie vorteilhaft direkt bei unserer Fabrik.

1. weil wir ohne Zwischenhandel direkt an Private verkaufen,
2. weil wir einen bedeutenden Umsatz (über 1000 Instrumente jährlich) haben, der von keinem einzigen Pianogeschäfte Westfalens erreicht wird.

Lieferung franko Haus. Monatsraten à 20 Mk. Miet-Instrumente. Kataloge gratis.

Roth & Junius Hof-pianofabrik **Hagen** i. W. **36**

2393] 2. Fabrik: **Berlin O. 34,** Boxhagenerstrasse 26.

Allen voraus sind die [1286

„Kiepenkerl"-

Tabake in der Preislage von 20 Pf. bis 3 M. p. ¼ Pfd.

Weil allgemein beliebt, überall käuflich!

Oldenkott Rees a. Rh.

Zum sofortigen Eintritt für dauernde Arbeit suchen wir

Feinblechwalzer, Warmwalzer und Scherenleute

bei gutem Lohn. Gutes Quartier vorhanden. [4409

Capito & Klein Aktiengesellschaft,

Feinblechwalzwerk, Benrath b. Düsseldorf.

Der beste Metallputz

Seit vielen Jahren bewährt. Unerreicht an Güte und Putzkraft.



Weil sparsam im Gebrauch billiger als flüssige Putzmittel.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit eingebautem Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik, gegr. 1794

Barmen,

Neuerweg 40.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

---

100 gold-gelbe **Handkäse**

Mk. 2.95 frk. geg. Nachnahme, 60 gr. Bauernkäse Mk. 3.80 76 Thür. Stangenkäse Mk. 3.50. versendet **Heinrich Pagel,** Käsefabrik Harsum i. Ha. Nr 143 Wiederverk. bitte Preisl. verlg.

Fahnen, Reiß Hannover

Vereinsbedarfsartikel.

Überzeugen Sie sich, daß die **Deutschland-Fahrräder** die **besten,** daher im Gebrauch die **allerbilligsten** sind!



Verlangen Sie **Preisliste** die reichhaltigste d. Branche, auch über Radfahrer-Bedarfs- u. Sportartikel, Nähmaschinen, Uhren etc. **kostenlos** von den **Deutschland-Fahrrad-Werken August Stukenbrok, Einbeck** Ältestes u. grösstes Fahrradhaus Deutschlands

Zweites Blatt zu Nr. 29.

Die verschütteten Bergleute auf Zeche „Prinzregent" gerettet.

Die Schachtkatastrophe auf Zeche „Prinzregent" in Stiepel, die wegen des Schicksals der beiden in der Tiefe eingeschlossenen Knappen seit fünf Tagen alle Welt in Spannung und banger Sorge hielt, hat nun doch mit einem versöhnenden und beglückenden Ausklang geendet. Die Bergleute Hermann Breuker aus Weitmar und Wilhelm Kepper aus Stiepel, die am Dienstag voriger Woche durch einen Streckenbruch von der Oberwelt abgeschnitten worden waren, sind am Sonntag nachmittag lebend und körperlich vollkommen unversehrt aus düsterer Schachttiefe zum Licht des Tages gebracht worden. Schon Sonntag in der Frühe war die bange Sorge um das Schicksal der Verschütteten erneuter Hoffnung gewichen, als gegen 5 Uhr endlich die langersehnten Klopfsignale von der Bruchstelle her den Rettungsmannschaften die Gewißheit gaben, daß die beiden Knappen noch lebten. Mit verdoppeltem Eifer setzte die wackere Schar das Werk kameradschaftlicher Aufopferung fort, das dann noch vor der Tagesneige mit einem kaum geahnten Glückserfolge gekrönt wurde. Nachmittags um 5 Uhr trug der Förderkorb die beiden Geretteten, die man gleich nach ihrer Befreiung unten in der Grube fürsorglich in warme Decken gehüllt hatte, in langsamer Fahrt zu Tage. Der vorher benachrichtigte Knappschaftsarzt untersuchte die Knappen und konnte feststellen, daß sie zwar durch den langen Aufenthalt in der Tiefe geschwächt, aber doch vollständig gesund geblieben waren. Der 50 Jahre alte Kepper, bei dem die Erschöpfung etwas stärker als bei seinem Kameraden sich bemerkbar machte, erhielt von dem Arzt zur Auffrischung seiner Lebensgeister eine Aethereinspritzung. Gleich nach der Auffindung war den beiden Bergleuten eine kleine Gabe Milch und Mineralwasser gegeben worden, die von ihnen gierig aufgenommen wurde. Ueber Tage erhielten sie nochmals etwas Milch; sie wurden dann in einen bereitstehenden Krankenwagen gehoben und in das Krankenhaus „Bergmannsheil" gebracht, wo sie im Interesse der Diät einige Tage verbleiben werden.

Die unterirdische Haft der jetzt glücklich Geretteten hat insgesamt 123 Stunden gedauert. Kepper und Breuker waren am Dienstag nachmittag 2 Uhr zur Schicht angefahren. Der Streckeneinbruch ereignete sich abends gegen ½10 Uhr, kurz vor Beendigung der Schicht; seit dem Unglück waren also bei ihrer Errettung rund 115 Stunden verflossen. Eine Ewigkeit für die beiden Leute, die in schaudervoller Ungewißheit über ihr Schicksal, abgeschnitten von allem Lebenden, hunderte von Metern tief in Dunkel und Einsamkeit die träge dahinschleichenden Minuten und Stunden verbracht haben. Und dennoch waren sie glücklicher daran als die 6 Bergleute, denen im Januar ds. Js. auf der Zeche „Holland" in Leithe ein ähnliches Los beschieden gewesen ist. Während die von dem Leither Unglück Betroffenen in einem kleinen finsteren Loch, eng aneinandergepreßt, ihrer Erlösung aus Nacht und Tod entgegenbangten, stand den Verschütteten auf der Zeche Prinzregent genügend Raum zur Verfügung, der ihnen gestattete, sich frei zu bewegen. Die Strecke, in der sie sich befanden, bot ihnen ungefähr tausend Kubikmeter Luftraum; sie war 350 Meter lang und zog sich etwa 200 Meter lang horizontal hin, während die übrigen 150 Meter fast senkrecht, in einem Winkel von 70 Grad geneigt standen. Nichtsdestoweniger werden die Aengste, die bei beiden Knappen in den fünf Tagen ihres Eingeschlossenseins durchlebt haben, kaum geringer gewesen sein, denn so oft sie ihr unterirdisches Gefängnis auch nach einem rettenden Spalt durchforschten — immer wieder mußten sie sich sinkenden Mutes eingestehen, daß an eine Befreiung aus eigener Kraft nicht zu denken war. Bis zum Donnerstag nachmittag war dieser Zustand noch einigermaßen erträglich, denn bis dahin spendeten ihnen die Grubenlämpchen ihr tröstendes Licht. Da die Taschenuhren in Gang geblieben waren, konnten die Eingeschlossenen die langsam schleichenden Stunden zählen und sich über den Lauf der Woche orientieren. dann ging das haushälterisch gesparte Benzin der Sicherheitslampen zur Neige; flackernd erloschen die kleinen Flämmchen und um die Beiden breitete sich, die Schrecken der Einsamkeit noch vermehrend, tiefe undurchdringliche Finsternis. Als Sonntag nachmittag die Retter die befreiende Oeffnung schlugen und der Flimmer der Grubenlichter den Eingeschlossenen die langersehnte Erlösung kündete, kam kein Ruf der Freude von ihren Lippen; aber über die kohlengeschwärzten Wangen der beiden Knappen rannen aus dankbaren Augen heiße Tränen.

Wie die an der Rettungsaktion beteiligt gewesenen Beamten berichten, ist der Streckeneinsturz durch einen gewaltigen Felskoloß von 40 Meter Länge, 25 Meter Höhe und 2 Meter Dicke verursacht worden, der sich plötzlich in Bewegung setzte und die Sohlenstrecke in einer Ausdehnung von 50 Meter verdrückte. Die Sohlenstrecke war mit eisernem Ausbau und Rundholzverzug versehen, konnte aber ungeachtet dieses ganz vorzüglichen Ausbaues dem Ansturm des erwähnten Felsriesens nicht Stand halten. Der Einsturz der Strecke erfolgte nicht etwa urplötzlich, sondern vollzog sich, der Gebirgsverschiebung entsprechend, verhältnismäßig langsam. Der ganze Hergang vom Augenblick der Loslösung des Felsblockes bis zur Verschüttung der Strecke dauerte etwa eine Viertelstunde. Die an der eigentlichen Bruchstelle tätigen Bergleute konnten sich, durch ein verdächtiges Knistern und Rumoren gewarnt, noch rechtzeitig in Sicherheit bringen. Kepper und Breuker arbeiteten ungefähr 250 Meter weit hinter dem Bruch. Sie hatten, als der Zusammensturz erfolgte, eben Schicht gemacht und wollten ahnungslos dem Schacht zuwandern, als sich ihnen plötzlich die niedergegangenen Steintrümmer und Kohlenmassen entgegentürmten, die ihnen den Ausweg abgeschnitten hatten. Sie flüchteten dann in entgegengesetzter Richtung, hoffend, durch einen alten Bau zu Tage gelangen zu können. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Da die Strecke, in der die Verschütteten gefangen saßen, sich in der Zwischenzeit kniehoch mit Grubenwasser gefüllt hatte, wagten die beiden Bergleute nicht, zur Bruchstelle zurückzukehren und den an ihrer Befreiung arbeitenden Mannschaften Klopfzeichen zu geben; sie hätten sonst 150 Meter weit durch das Wasser waten müssen. Erst Sonntag früh fünf Uhr, als das Wasser etwas sank, riskierten sie den Weg. In den letzten Tagen litten die Verschütteten sehr unter den Qualen des Hungers. Ihren Durst stillten sie mit Grubenwasser. Als die Rettung glücklich gelungen war, konnten beide, gestützt von den Kameraden, aus der Strecke gehen. Nachdem sie in warme Decken eingehüllt und ihre Augen mit Tüchern verbunden worden waren, brachte man sie zu Tage.

Oben am Schacht wurde Breuker von seiner Braut erwartet, die ihm weinend die Hand drückte. Er verwünschte die Augenbinde und bat, ihm die Decke abzunehmen, aber der Arzt mußte der Schonung wegen diese Bitte abschlagen. Kepper bewies durch eine in westfälischem Platt gehaltene burschikose Aeußerung, daß ihm in der fünftägigen Gefangenschaft der Humor nicht abhanden gekommen war.

Die Rettungsarbeiten waren von drei Stellen aus in Angriff genommen worden, von der Sohlenstrecke der fünften Sohle, von Ort 2 der fünften Sohle und von der Sohlenstrecke der 4. Sohle aus. Die Mannschaften auf der vierten und auf der fünften Sohle haben fast gleichzeitig den Durchschlag zu den Verschütteten erhalten. Die eigentliche Rettung geschah von der fünften Sohle aus; eine Stunde später würden auch die auf der vierten Sohle Arbeitenden ihr Ziel erreicht gehabt haben. Auf der fünften Sohle waren 57 Meter vollständig verbrochener Strecke zu bewältigen, auf der vierten Sohle 250 Meter, die aber weniger schwer verbrochen waren. Von Dienstag bis Samstag beteiligten sich mit Ablösung 53 Mann an dem gefahrvollen Werk; Sonntag waren 100 Beamten und Arbeiter bei den Rettungsarbeiten tätig. In hervorragendem Maße haben sich neben den Arbeitskameraden der Verschütteten die Betriebsbeamten und die Beamten des Bergreviers um die Rettung verdient gemacht. Der Fahrsteiger Grewel befand sich auf einer Erholungsreise am Niederrhein. Als er in einem Weseler Blatte die Meldung von dem Streckeneinsturz las, unterbrach er seinen Urlaub und kehrte mit dem nächsten Zuge nach Bochum zurück, um an der Befreiung der Eingeschlossenen mitarbeiten zu können. Derselbe opfermutige Helfergeist beseelte alle, Beamte und Arbeiter. Als Sonntag mittag für die Morgenschicht die Stunde der Ausfahrt gekommen war, räumten die von der anstrengenden Arbeit erschöpften Männer nur ungern ihren Platz der Ablösungskolonne. Gar zu gern hätten sie selbst die Vollendung des gefahrvollen Werkes mitgemacht, die einige Stunden später den Kameraden von der Nachmittagsschicht gelang.

Die Kaiserin hat an die Verwaltung der Zeche **„Prinzregent"** folgendes Telegramm gerichtet: „Ihre Majestät die Kaiserin und Königin lassen den geretteten beiden Bergleuten ihre Freude über die glückliche Rettung aussprechen und um Nachricht über ihr Befinden ersuchen. Auch bittet Ihre Majestät allen an der schweren Rettungsaktion so erfolgreich Beteiligten die freudige Anerkennung Ihrer Majestät zum Ausdruck bringen zu wollen." Die beiden nach fünftägiger Gefangenschaft auf der Zeche „Prinzregent" Sonntag nachmittag geretteten Bergleute verfielen, als sie in das Krankenhaus „Bergmannsheil" eingeliefert worden waren, schon sehr bald ohne Anwendung künstlicher Mittel in einen wohltuenden Schlaf. Am Montag früh wurde den Leuten ein Bad verabreicht. Dadurch, daß sie während der fünf Tage in der Grube ohne jeden Schlaf und ohne feste Nahrung zugebracht haben, sind die Kräfte der Knappen sehr geschwächt und es ist jetzt die Aufgabe der Aerzte darauf gerichtet, durch Anwendung einer milden Diät und durch Fernhaltung aller Störungen die geschwundenen Kräfte wieder herzustellen. Wegen des sehr ermatteten Zustandes der Leute ist jeder Besuch vorläufig noch strengstens verboten. Irgend welche Befürchtungen werden von dem leitenden Arzt des Krankenhauses „Bergmannsheil", Geheimrat Prof. Dr. Löbker, nicht gehegt. Allerdings wird die Wiederherstellung in drei bis vier Tagen wohl nicht gelingen. Das Nervensystem der Geretteten ist vollständig intakt geblieben und auch der Pulsschlag ist normal.

---

* Was König Eduards Begräbnis kostet.

Die genauen Zahlen der Kosten, die England für die würdige Bestattung König Eduards aufwandte, sind in der Vorlage enthalten, die das Ministerium des Innern den Parlamenten jetzt zugestellt hat. Insgesamt hat das Begräbnis 810 000 Mark gekostet. Die Vorlage enthält auch einige interessante Angaben über die Kosten königlicher Besuche. Man ersieht daraus, daß der Besuch König Eduards und der Königin Alexandra in Berlin den englischen Herrschaften genau 53 700 Mk. gekostet hat. Der Besuch des Zarenpaares in Cowes kostete 15 910 Mk., und der Besuch des Königs von Portugal in London 139 960 Mark.

Die Rosen der Frau von Sellentien.

Novelle von Hedda v. Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Als Axel Helldorf endlich von seiner Bewußtlosigkeit erwachte, mußte er sich erst eine ganze Weile besinnen, bevor er begriff, wo er sich befand. Der Uebergang aus dem Fond eines pfeilgeschwind dahinsausenden Autos auf ein schneeweißes Krankenhauslager war ein bißchen schroff. . . . Allmählich erst dämmerte in Axels Gehirn die Erinnerung an das Geschehene auf. Er fragte die ihn pflegende Krankenschwester nach dem Namen der kleinen Stadt, in welcher er nun ein paar Sommerwochen als Patient verbringen mußte, anstatt die geplante Autofahrt mit seinem Freunde, dem Direktor einer Stahlwarenfabrik, fortzusetzen.

Die Fahrt der beiden Freunde — Axel war Kunstmaler und hatte sich darauf gefreut, auf dieser Tour Studien zu machen — hatte prächtig begonnen: herrliches Juniwetter, vortreffliche Reisestimmung, lauter zu Hause zurückgelassene Sorgenbündel und ein schmuckes Auto, das seinem Lenker willig parierte — und vor allem — kein Abhängigkeitsgefühl vom Eisenbahnfahrplan. So waren die beiden bis an das reizende kleine Landstädtchen gelangt, als sich der Unfall ereignete, welcher Axel beinahe das Leben gekostet hätte. Das Auto prallte mit einem Lastwagen, dessen Pferde scheu geworden waren, an einer scharfen Wegbiegung so unglücklich zusammen, daß seine Insassen auf die Straße geschleudert wurden. Der Fabrikdirektor kam mit dem bloßen Schreck davon, das Auto blieb merkwürdigerweise unversehrt, aber Axel lag mit beschädigten Gliedmaßen auf seinem Schmerzenslager, auf dessen blütenweißes Deckbett die Junisonne goldene Lichter warf.

Auf dem verstellbaren Krankentischchen neben dem Lager stand ein violetter Stiefmütterchenstrauß. Axels matte Blicke ruhten auf den satten Farben, und der Schimmer eines Lächeln glitt auf seine blassen Lippen.

„Gelt", sagte die freundliche, behäbige Krankenschwester, „die Blumen erfreuen das Herz, aber warten Sie bloß, Herr Helldorf, bald kommen die Rosen der Frau v. Sellentien, die mögen unsere Kranken immer ganz besonders gern!" „Die Rosen der Frau v. Sellentien. . . ." Die Worte strichen an Axels Ohr vorbei, ohne daß er sie eigentlich vernahm. Er war so müde, nur die Stiefmütterchen in der mattblauen Glasvase mochte er ansehen — aber nicht denken — nein, nur nichts denken, dazu war er noch zu krank!

Wie das Städtchen hieß, in dem er lag, hatte er bereits vergessen. Es war ja auch gleichgültig. Sein Freund war davongefahren und sandte Depeschen an die Krankenhausverwaltung, um sich nach Axels Befinden zu erkundigen.

Langsam träumte er seiner Genesung entgegen, nach vierzehn Tagen aber fühlte er sich schon viel kräftiger, und von dann an ging es bergauf mit ihm. Da seine Pflegerin ihm die Freude, welche er an Blumen hatte, anmerkte, stellte sie ihm immer einen Strauß vor sein Lager: zunächst kamen anspruchslose Pfingströschen an die Reihe, dann Jasmin, Reseden und Jungfer im Grünen. Und eines Tages brachte sie ihm ein Bündel wundervoller Rosen.

„Na — sehen Sie nur die Rosen der Frau v. Sellentien, Herr Helldorf! Sind die nicht besonders köstlich?"

O, wie sie dufteten — ganz zart, ganz leicht — bis sich ihr Geruch gleichsam in alle Nerven schmeichelte! Auf Axels Bitte reichte die Schwester ihm eine der langstieligen Blumen — er strich mit dem Kelch über seine Wange — es war wie die Liebkosung einer sanften, kühlen Frauenhand.

„Solche Rosen gibt es hier nicht auf viele Meilen im Umkreise. Nur im Garten der Frau v. Sellentien wachsen sie — und alle wandern zu uns, den Kranken zur Freude", sagte Schwester Eulalie.

„Die Dame ist wohl sehr fromm?" fragte Axel.

„Na, sie geht immer in Schwarz, aber nicht alle Sonntage in die Kirche. Aber Gutes tut sie, und unser Herr Pfarrer, der große Stücke auf sie hält, weiß, an wen er sich wenden darf, wenn es nottut, armen Leuten Hilfe zu schaffen. Sie ist eine reiche Frau, ihre Villa steht wie ein kleines Schlößchen aus, und der Garten steht voller Rosen — die hegt und pflegt sie selber."

„Sie ist wohl schon sehr alt?" fragte Axel.

„Na", begann die Schwester mit ihrer Lieblingssilbe, mit der sie fast jeden Satz anfing. Doch da schrillte die Klingel aus dem Nebengemach, und Axel erfuhr nicht, ob Frau v. Sellentien alt oder jung war. Es war ihm auch gleichgültig. Aber ihre Rosen wurden sein Labsal. Seine Genesung machte gute Fortschritte; als er zum ersten Male im Liegestuhl auf dem Balkon ruhte und sein Blick über die herrliche Sommerlandschaft schweifte, bis zu den blauen Bergen am Horizont, da war es ihm, als habe er die Gegend schon früher gesehen — oder es hatte sie ihm jemand genau geschildert. Ja — nun wußte er auch, wer es gewesen. . . . Als er just die Akademie in München bezogen, hatte er sie kennen gelernt, das junge, schöne Mädchen, das seine Künstlerseele bezaubert und das doch nur mit seinem Herzen gespielt hatte. Bei Bekannten in München hatten sie einander oft getroffen — zur Rosenzeit. . . .

Nun weiß er auch, warum er die Rosen an seinem Lager so gern hat — gerade die blassen zartrosafarbenen, und die weißen mit dem rötlichen Schimmer, der an verglimmendes Abendrot gemahnt — die hatte er ihr damals häufig gebracht. Viele, viele Jahre sind dahingerauscht, seit er Melitta Ehrhard zum letzten Male gesehen — auf einem Sommerfest, das übermütige Kunstjünger veranstaltet hatten. Von jenem Fest war er zum Entsetzen seiner alten Mutter erst nach drei Tagen nach Hause gekommen, von Wirtshaus zu Wirtshaus war er mit leichtgeworbenen Genossen, wild zechend, gezogen — um seine verratene Liebe zu ertöten. Er war zu stolz gewesen, um durch ein Wort oder auch nur durch einen Blick noch weiter zu werben, weil das kokette Mädchen, die reiche, verwöhnte Erbin, ihn am Narrenseil geführt hatte. Melitta Ehrhard konnte also nicht genug Sklaven zu ihren Füßen sehen. . . . Sie war von ihrem Vater, der in einem Traumwinkel, an dem die breite Heerstraße vorüberlief, sein Gelehrtenheim hatte, verwöhnt und verhätschelt. Später, als Axels Herzenswunde sich geschlossen, hatte er zufällig gehört, daß Melitta geheiratet habe und aus ihrer Heimat weit fortgezogen sei. Er hatte nicht einmal nach dem Namen ihres Gatten geforscht. Sie lag ja damals schon begraben und vergessen, seine Jugend- und Rosenzeit. Nun aber erzählten die blassen, köstlichen Rosen der Frau v. Sellentien ihm von vergangenen Tagen, und traumhaft stieg Bild um Bild in seiner Seele empor. Nun kam es ihm auch mit einer eigenen Empfindung zum Bewußtsein, daß er gerade in Melittas Vaterstadt gestrandet war. Seit Melitta ihm seinen Jugendtraum zerstört, lebte er ausschließlich seiner Kunst. Sein Mütterchen war längst tot. Keine Frauenliebe schmückte sein Leben, ja, er war nach und nach ein Weiberfeind geworden. In seiner Verbitterung hatte er sich eine einseitige Lebensanschauung zurechtgezimmert. „Die Weiber lügen alle", pflegte er im Kreise seiner Freunde kühn und bestimmt zu behaupten. Zuerst hatte Enttäuschung aus ihm geredet, nachher war's zur Gewohnheit bei ihm geworden, alle Frauen mit dem gleichen Maß zu messen. Daher war es selbstverständlich, daß er Junggeselle blieb, und er fühlte sich in dieser Eigenschaft auch recht behaglich. Er war noch immer ein schöner Mensch trotz ergrauendem Haar, und mancher Blick aus Frauenaugen folgte ihm wohlgefällig.

(Schluß folgt.)

)(Die Belagerung der Piraten.

Eine regelrechte, blutige Schlacht, der allem Anschein nach eine längere Belagerung folgen wird, haben fern im Osten portugiesische Truppen den berüchtigten chinesischen Piraten geliefert, die im Delta des Kantonflusses seit Jahren ihr Unwesen treiben und mit der Zeit immer kühner und verwegener geworden sind. Die Schandtaten der bezöpften Seeräuber waren in den letzten Monaten so sehr angewachsen, daß die Pflicht, diese gefährlichen Freibeuter auszurotten, nicht mehr länger aufzuschieben war. Der portugiesische Gouverneur von Mazao ließ zunächst den Kundschafterdienst verstärken und bald konnte festgestellt werden, daß der Hauptsitz der Seeräuber, die kleine Insel Colowan im Kantondelta auf portugiesischem Gebiete lag. Am Sonnabend wurde der Krieg eröffnet. Die beiden portugiesischen Kanonenboote „Patria" und „Macao" begannen das Bombardement der Seeräuberinsel, während der Kreuzer „Amelia" 150 Matrosen landete, die gemeinsam mit 250 Soldaten den Kampf mit den Piraten ausfechten sollten. Aber die Freibeuter waren auf den Angriff gerüstet. Vor den Truppen zogen sie sich auf den Gipfel eines steilen Hügels zurück, in dem große Höhlen u. unterirdische Schlupfwinkel unter felsigem Boden eingegraben sind. Die Hügelkuppe war zu einem regelrechten Fort ausgebaut, mit Pallisaden geschützt und mit modernen Maximgeschützen ausgerüstet. Unter Benutzung aller Deckungen näherten sich die Truppen der feindlichen Verschanzung, aber als sie in Schußweite gekommen waren, begann ein furchtbares Schnellfeuer auf sie niederzuprasseln, die Seeräuber setzten Maschinengewehre in Tätigkeit, und zum Ueberfluß wurden von den steilen Hügelwänden mächtige Felsblöcke gelöst und in die Tiefe geschleudert, die auf ihrem Wege alles mit sich rissen. Dreimal wurden kühne Angriffe mit dem Bajonett unternommen, mit Todesmut drangen die Soldaten bis zu den Pallisaden vor und in die Verschanzungen ein. Aber es war unmöglich, die Stellung gegen das mörderische Feuer des Gegners zu halten, und immer wieder mußten sich die Truppen zurückziehen. Inzwischen hatte der Führer des Angriffes auf den benachbarten Hügeln zwei Batterien auffahren lassen, die das Piratenfort mit Granaten bewarfen. Die Verteidiger suchten in ihren Höhlen Unterschlupf, und nach allen Beobachtungen fügte das Bombardement ihnen fast gar keinen Schaden zu. Nachdem der Angriff abgeschlagen war, beschlossen die Portugiesen, Verstärkungen abzuwarten und inzwischen eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Der Gouverneur von Macao beabsichtigt, ein neues Truppendetachement auf einem anderen Teil der Seeräuberinsel zu landen, um den Gegner auch im Rücken angreifen zu können. Die portugiesischen Meldungen sprechen von geringen Verlusten bei den Truppen und von schweren Verlusten bei den Seeräubern, aber die Verhältnisse und der Umstand, daß die Soldaten dreimal ohne Deckung einen modern ausgerüsteten, auf einer Hügelkuppe hinter Verschanzungen liegenden Gegner angriffen und zurückgeschlagen wurden, lassen vermuten, daß mehr Blut geflossen ist, als man angesichts dieses unbefriedigenden Erfolges zugeben möchte. Eine Flotille von 15 chinesischen Kanonenbooten unterstützt die Portugiesen bei der Blockierung der Insel. Nun sollen noch die beiden portugiesischen Kreuzer „Vasco de Gama" und „San Gabriel" nach der Seeräuberinsel dirigiert werden. Man nahm ursprünglich an, daß die Zahl der Seeräuber gegen 200 beträgt, aber der Angriff hat gezeigt, daß man es offenbar mit einer größeren Schar zu tun hat. Der gesteigerten Machtentfaltung sind sie freilich nicht gewachsen, und so kann als sicher gelten, daß in wenigen Tagen das Kantondelta der gefürchtetsten Piratenbande ledig sein wird.

Kriegsschilderungen.

Theatrum europaeum.*)

„Es war im Winter von 1813 auf 14, da schob man einem unruhigen Knaben einen Stuhl ans Fenster, legte ihm sein Bilderbuch darauf, und der Knabe schaute mit offenen Augen hinaus auf die Straße. Welch eine Welt war da! Ach, es war fast zuviel, zuviel für ein Kinderherz, was damals auf der Straße der Vaterstadt vorging, an der zum Glück das Fenster lag, durch das der Knabe schaute. „Die Kosaken kommen!" hieß es, und was laufen durfte, das lief, um die fremden Gäste zu sehen. Fremd waren sie an Gestalt, Kleidung, Sitte und Sprache. Aber während sie von ihren struppigen Pferden herab mit der Lanze dem Metzger Wurst vom Laden spießten, herzten sie die Kinder und gaben den Eltern Vater- und Muttersnamen, und die Kinder freuten sich ihrer.

„Die Russen kommen!" hieß es wieder. Es waren Reiterregimenter, stattlich und stolz; voran ritten die Spielleute und Paukenschläger und Vorsänger, und das ganze Regiment sang mit. Das war ihre Feldmusik. Hinter ihnen kamen die Proviantwagen, eine lange Reihe, und dazwischen Herden von müdem, hungrigem Vieh, geführt von bärtigen Russen, umhüllt von Kleidern mit Schafpelzen, das Fell inwendig und außen starrend von Schmutz.

— „Die Baschkiren kommen!" hieß es wieder, und jung und alt eilte nach den Fenstern. Das waren ganz andere Soldaten! Nur die Lanze hatten sie mit den Kosaken gemein, sonst hingen Bogen und Köcher mit Pfeilen über ihrem Rücken. Einer sah so aus wie der andere. Sie mußten weit her und sehr wild sein. Denn mein älterer Bruder kam atemlos heim und erzählte, daß sie eben im Kanzleihof ein Feuer angemacht und dort ein ganzes Schaf über dem Feuer gebraten hätten. Und die Reste solcher Mahlzeit sah ich am folgenden Morgen beim Abzuge oben auf einem Proviantwagen liegen, ein schauerlicher Anblick! Und hinter dem Wagen folgte ein Kamel, hochbepackt, und oben drauf ein Baschkirenjunge. So ging's wochenlang am Fenster vorüber, eine wahre Musterkarte von allen Völkern. Die Straße nie leer, und was ich nicht sehen konnte, das erzählten mir die Brüder, die sich schnell mit den Soldaten befreundeten, ihnen die Billette lasen, Quartiere suchen halfen, die Zeugen ihrer Herzensgüte und ihrer Roheit und ihrer nur allzu wohl verdienten Prügel waren, die sie zum allgemeinen Erstaunen wie Helden ertrugen.

Wurde es draußen still, so gab es im Hause manches zu sehen und zu hören. Der Vater empfing die Gäste — meist Offiziere — mit Handschlag und hieß sie willkommen, und sie wurden schnell Freunde. Manche sprachen nur gebrochen deutsch. — Ein russischer Pope im seidenen Gewande und langem Barte heischte von der Mutter einen Kuß, weil er Superintendent in seinem Lande sei, und sprach mit dem Vater lateinisch . . . So verstand sich's von selbst und fiel dem Buben nicht weiter auf. Die bekümmerten Mienen der Eltern wegen des Unterhalts der ungebetenen Gäste, wegen der Störung der häuslichen Ruhe, die konnte ich damals als Knabe nicht verstehen. Aber später habe ich es wohl begriffen und verstanden, daß die Russen nur den Kehraus machten von dem Tanze, der bereits über zwanzig Jahre gewährt.

Daß aber das Marschieren der Soldaten uns nicht zur Kurzweil geschah, davon ist mir eine wehmütige Erinnerung geblieben. Die erzürnten Soldaten zückten die Säbel auf wehrlose Bürger. Mit Teilnahme schauten wir in die blassen Gesichter der Verwundeten, die sich wie kleine Kinder füttern lassen mußten, weil die Arme zerschossen oder zerhauen waren. Es steht mir noch ein „vornehmer" Offizier vor Augen, der nie den Mantel ablegte, weil er fast sein einziges Oberkleid war. Nie ohne Schauer habe ich das Haus am Walle gesehen, und sehen können in späteren Jahren, wo die kranken Soldaten lagen, und von dem täglich mehrmals der Leichenkarren die Toten über die hölzerne Notbrücke des Stadtgrabens fuhr, um sie in die tiefe Grube unter die Rüsterbäume neben dem Kirchhofe zu legen. Und wenn man dann in der Nähe des schauerlichen Hauses die Kleider der toten Soldaten verbrannte, damit sie die Krankheit nicht weiter trügen — und Geld in der Asche fand —, dann kam mir das alles wie ein unendliches tiefes Menschenwehe vor.

Ach, und es steht dem Knaben ein Mittag vor der Seele, der warf einen Trauerschleier über die ganze heitere Erinnerung! Wir saßen am Mittagstische, da hörte man dumpfes Gemurmel, untermischt mit Schreien und Fluchen. Wir eilen ans Fenster: Russische Dragoner treiben eine Kolonne von gefangenen Franzosen vorüber, buchstäblich, wie man eine Herde treibt. Krankheit, Hunger und Elend stierte aus den Augen der Gefangenen; doch unbarmherzig trieb der Säbel der Russen die Verschmachteten weiter. — Mitleidig öffneten die Bürger die Haustüren und reichten den begierig Nehmenden Brot und Fleisch und Wein, und mit Tränen in den Augen sah der Knabe zu, wie Mutter und Geschwister einen solchen zu uns geflüchteten Franzosen kleideten und erquickten und dann unter der Obhut eines Dieners auf den Sammelplatz schickten. Unberührt blieb an diesem trüben Mittag das Essen, denn der traurige Anblick ließ alles vergessen, auch die natürliche Wallung, daß die Gefangenen zu den Drängern des Vaterlandes gehört hatten. . . .

*) Aus „O. Glaubrecht, die Heimatlosen". 3. Aufl. bei D. Gündert Stuttgart 1893.

Allerlei.

Von der klugen Berliner Polizei. Die „Nat.-Ztg." weiß vom Bureaukratismus der Berliner Polizei folgende ergötzliche Geschichte zu erzählen: Die Witwe eines vor einigen Tagen verstorbenen Mannes hatte sich zur Polizeibehörde begeben, um sich über einige Rechtsangelegenheiten Aufklärung zu erbitten. Die erste Frage des Leutnants war, wann ihr Mann gestorben sei und ob eine Abmeldung bereits vorgenommen wäre. Die Witwe verneinte; es wurde ihr vorgehalten, daß sie bei Versäumnis bestraft werden könnte. Bei der Ausfüllung der Abmeldeformulare wurde nun von der Frau die Frage „Verzogen, wohin" offen gelassen. Der abfertigende Beamte stellte die Witwe wegen dieser Unterlassung zur Rede. Er ließ die Einwendung der Frau, daß der Mann gestorben sei, nicht gelten und schrieb eigenhändig in die offene Rubrik: „Unbekannt verzogen."

Der Großherzog von Hessen und der Photograph. Wie wenig angenehm es oft ist, eine fürstliche Persönlichkeit zu sein, das erzählt die „Tägl. Rundsch." in folgender Episode: Der Großherzog und die Großherzogin von Hessen weilen zurzeit in Filey in England im Bade. Während die fürstlichen Besucher das tägliche Seebad nahmen, schlich ein Pressephotograph heran und knipste die beiden Hoheiten, die nur recht simpel bekleidet waren. Das Attentat wurde jedoch vom Großherzog bemerkt, der ganz verwirrt ausrief: „Na, na!" Der Photograph war jedoch anständig, er überreichte am folgenden Tage dem Großherzog die Platten.

Der Selbstmord des Direktors der Berliner Ausstellungsgalerien, G. m. b. H., Martin Ball, im Moabiter Untersuchungsgefängnis, hat auf die Fortführung des Meineidprozesses gegen die Mitangeklagten Balls keinen Einfluß. Ball hatte einen früheren Kompagnon, den Leutnant Schramm, beschuldigt, ihn einmal auf der Straße hinterlistig tätlich angegriffen zu haben, was der Wahrheit nicht entsprach. Da sich das Belastungsmaterial gegen ihn häufte, zog es Ball vor, sich der Hand des irdischen Richters zu entziehen.

Welche Stoßkraft ein einzelner rollender Güterwagen besitzt, zeigte ein Vorfall in Blankensee bei Neustrelitz, wo ein beladener Güterwagen beim Rangieren in das Stationsgebäude fuhr, die Stützen des Hauses niederriß, sodaß das Gebäude fast vollständig demoliert wurde.

Ein großer Juwelendiebstahl wird aus Hamburg gemeldet. Die Einbrecher erbeuteten für etwa zwanzigtausend Mark Brillanten. Wohin sie sich gewendet haben, ist vorläufig noch nicht festgestellt.

Tödlicher Schlangenbiß. In Jonsdof bei Herrnskretschen wurde beim Ausflug einer Charlottenburger Schule ein dreizehnjähriger Schüler von einer Kreuzotter gebissen. Trotz ärztlicher Behandlung ist der Knabe an den Folgen des Bisses gestorben.

Drei Personen ertrunken. Zwischen Peenemünde und Hollendorf an der Ostsee, ist beim Versuch, einen Notanker an den Dampfer „August Collis", der mit einer Holzladung von Riga eintraf, anzubringen, das zu diesem Zweck benutzte Boot gekentert. Die drei Insassen sind ertrunken.

Mit einem Pantoffel erschlagen. Im Dorfe Saxaren bei Nakel in Posen, hat der Besitzer Meier im Streit seine Frau mit einem Pantoffel solange geschlagen, bis sie starb.

Blutige Rache eines Abgewiesenen. Im israelitischen Bethause zu Czaslau, erschoß der 25jährige Zugführer des 21. Infanterieregiments den Tempeldiener und feuerte dann auf die Tochter des Ermordeten. Der Schuß ging jedoch fehl. Darauf tötete sich der Zugführer Jellinitz selbst durch einen Schuß in den Kopf. Die Ursache zur Bluttat war die Abweisung des Mörders, der um die Hand des Mädchens gebeten hatte.

Liebesdrama. Der Kanonier Neidig vom Artillerieregiment Nr. 50 in Karlsruhe erschoß die 20jährige Dienstmagd Ronellenfitsch und verletzte sich dann lebensgefährlich.

Pilzvergiftung. Wie die Blätter melden, ist die sechsköpfige Familie des Bahnarbeiters Heinrich Klein nach dem Genuß von giftigen Pilzen bedenklich erkrankt. Ein Kind ist bereits gestorben.

Das eidgenössische Schützenfest in Bern wurde unter üblicher Beteiligung eröffnet. Es nehmen 670 Vereine mit 30 000 Schützen, darunter viele Ausländer, namentlich Deutsche und Franzosen teil. Die Ehrengabe des deutschen Kaisers besteht in einem silber-vergoldeten Pokal. Präsident Fallieres stiftete eine wertvolle Sevresvase.

Glückliche (?) Gewinner. In der letzten Lottoziehung in Neapel gewann das Volk über 5½ Millionen. Die Leute hatten Nummern gespielt, die sich auf die Madonna bezogen. Großer Freudentaumel herrscht in ganz Neapel.

Im Treibeis gesunken. Der norwegische Dampfer „Ringfond", der in Grönland Chrysolith geladen hatte, und sich auf der Heimreise befand, ist an der südlichen grönländischen Küste durch Treibeis so schwer beschädigt worden, daß er an verschiedenen Stellen des Buges Lecke erhielt und sank. Die Mannschaft konnte sich im Rettungsboot an Land begeben.

Russisches. Der Odessaer Getreide-Großexporteur Rodbil, dessen eifrige Unterstützung revolutionärer Kreise aufgedeckt wurde, hob auf Grund gefälschter Scheine auf einer Bank 712 000 Mk. ab und flüchtete damit ins Ausland.

Eine interessante Begegnung fand in Konstantinopel statt. Die 83jährige Kaiserin Eugenie von Frankreich stattete dem Sultan Mohmed einen Besuch ab, der bekanntlich ohne daß er so recht wollte, auf den Thron kam. Wunder nimmt, daß die Exkaiserin trotz ihres sehr hohen Alters noch so außerordentlich rüstig ist und den größten Teil des Jahres auf Reisen zubringt.

Einen Beweis großer Tapferkeit lieferte in Bossunt in Algerien ein französischer Hauptmann, der von einem tollen Hunde gebissen worden war. Als er erkannte, daß eine Heilung ausgeschlossen war, nahm er von seinen Untergebenen in aller Form öffentlichen Abschied. Dann ließ er sich fesseln, um nicht andere Personen in Gefahr zu bringen. Wenige Tage später starb er unter furchtbaren Qualen.

In Otchison in Amerika war es, wo ein älteres Fräulein sich selber eine Hochzeit ausrichtete, bei der alles zugegen war, nur kein Bräutigam. Aber das machte nichts, die „Braut" erklärte, sie habe ihr Leben lang zahlreiche Hochzeitsgeschenke an alle möglichen Bräute verschenkt, sie wolle jetzt als Entgelt auch mal Geschenke haben.

Das wahre Dienstverhältnis zwischen Köchin und Hausfrau.

Der „Köln. Ztg." wird folgendes aus Budapest berichtet: Die Gattin des dortigen französischen Generalkonsuls Vicomte de Fontenay hatte seit drei Jahren eine Köchin, Rosette M., die ausgezeichnet in ihrem Fach, dabei aber launisch und unausstehlich war. Die Vicomtesse ertrug die kleinen Bosheiten, denen sie ausgesetzt war, da sie sich von dem Küchenjuwel nicht trennen wollte; dieser Tagne riß ihr aber doch die Geduld und sie kündigte ihr den Dienst. Am andern Morgen erschien die Köchin strahlend und erzählte, daß sie einen glänzenden Platz gefunden habe, und nur noch ein Zeugnis von ihrer bisherigen Herrschaft brauche. Frau v. Fontenay setzte sich nieder, stellte das Zeugnis aus, und die Köchin, die Geschriebenes ohnehin nur schwer zu lesen vermochte, trug es, ohne es weiter anzusehen, zu ihrer neuen Herrin. Diese nahm das Papier, las es und brach in lautes Lachen aus. Das Zeugnis lautete etwa folgendermaßen: „Ich, Vicomtesse de Fontenay, bestätige hiermit, daß ich drei Jahre lang im Dienste der genialen Köchin Rosette M. stand, und daß ich stets mein Möglichstes tat, um sie in ihren Anforderungen zufrieden zu stellen. Es hat mich geschmerzt, als ich erkannte, daß ich mit ihrem eigenartigen Temperament nur schwer fertig werden konnte, doch versuchte ich immer wieder von neuem, mich mit ihr gut zu stellen, da ihre Saucen, die mein Gatte so sehr liebt, in der Tat ausgezeichnet sind. Ich würde gerne noch länger in Frl. Rosettes Diensten geblieben sein, obgleich meine Geduld stark in Anspruch genommen war. Zu weiterer Auskunft stets bereit Vicomtesse de Fontenay." — Die Gräfin ist nun von der Köchin verklagt worden.

C. Amerika in Hemdsärmeln.

Die Hitzwelle, die seit Wochen über den Oststaaten der Union lastet, will nicht weichen. Die Kindersterblichkeit ist in besorgniserregender Weise gewachsen, und die Aerzte wissen keinen Rat. Die Erwachsenen sind um Abhilfe für sich selbst kaum verlegen, die Erfahrungen früherer Jahre haben sie gewitzigt, man hält im Essen und Trinken strenge Diät, man beschränkt die Kleidungsstücke auf ein Minimum, die Arbeitszeit wird verkürzt, und den Rest tun die Eiswerke, die alle Städte des Ostens mit gewaltigen Mengen ihrer kühlen Waren überschwemmen. In der Wallstreet in Newyork sieht man die Männer in Hemdsärmeln ihren Geschäften nachgehen, kein Mensch achtet mehr darauf, im Gegenteil, man krempelt sogar die Hemdsärmel noch herauf, um wenigstens am Unterarm ein wenig Luftzug zu verspüren. An der Ecke der Wallstreet, gegenüber dem Geschäftshause von Pierpont Morgan, sah man in diesen Tagen einen eifrigen Geistlichen, der als „der Bischof von Wallstreet" im Volke populär ist. Der würdige Herr ließ es sich nicht nehmen, die Makleru nd Börsenleute ernstlich zu vermahnen, allen Aufregungen aus dem Wege zu gehen. Aerger, Befürchtungen, Sorgen und geschäftliche Wagnisse, so predigte der Gottesmann seinen Zuhörern, erhöhen die Körpertemperatur; gute Gedanken, Frieden der Seele und frommes Wollen aber erfrischen und kühlen den Geist wie eine sommerliche Abendbrise. In den Kirchen nehmen die Frauen ihre Hüte ab, und die Männer zögern nicht, ihre Röcke abzustreifen. In Waterbury, Connecticut, hat der Reverend Henry Merritt seinen geistlichen Amtsbrüdern ein kühnes Beispiel gegeben und seine Predigt in Hemdsärmeln gehalten. „Geliebte Brüder", so begann der Seelenhirte seine Erbauungsrede, „es ist heiß." Die Gemeinde blickte verständnisvoll und volles Miterleben zu dem Redner empor, aber sie bewahrte ehrfürchtiges Schweigen. „Ist jemand hier", so fuhr der Reverend fort, „der einen schweren Verstoß darin sehen würde, wenn ein Mann der Kirche während des Gottesdienstes seinen Ueberrock ablegt?" In der Halle war es ganz still. „Wer damit einverstanden ist, daß ich meine Predigt in halbwegs bequemer Weise halte, möge seine Hand erheben." Ueberall im Kirchenraum fuhren die Hände in die Höhe, die Frauen waren die eifrigsten. Der Reverend Merritt ist ein junger und sehr populärer Mann, der eine schlanke, stattliche Figur hat. Er zählte die Hände und meinte dann: „Im Einverständnis mit Euren Wünschen preise ich nun Gott in Hemdsärmeln." Dabei zog er schnell seinen Rock aus und erschien in einem weiten weißen Hemde. Der Reverend erklärte später, daß er künftig, so lange die Hitze anhält, stets in Hemdsärmeln seine Andachten abhalten will.

Rebus.

sprach, was der Spanier aber nicht bemerkte. Und dann tranken sie auf ihr gegenseitiges Wohl. Wie lange hatte sie schon keinen Champagner mehr getrunken! Dies

sprach, was der Spanier aber nicht bemerkte. Und dann tranken sie auf ihr gegenseitiges Wohl. Wie lange hatte sie schon keinen Champagner mehr getrunken! Dies war ein französischer noch dazu! Wie Feuer rieselte es ihr durch die Adern!

Der Kavalier ergriff ihre zarte, weiße Hand und küßte ihr die Fingerspitzen, doch das wollte sie nicht dulden.

Er ist wirklich ein Gentleman, dachte sie, als er ihre Hand sofort loslies und demütig um Verzeihung bat. Offenbar war er kein gewöhnlicher Mensch. Im hohen Grade besaß er das vornehme „certain je ne sais quoi", das leider so wenigen Menschen eigen. Und sie tranken das zweite Glas Champagner. Das Lachen der kleinen Kellnerin wurde um eine Nuance lauter, der bayerische Dialekt immer norddeutscher.

Wo hatte er diese Stimme doch schon gehört? Und sie tranken das dritte Glas. Das gebrochene Deutsch des edlen Spaniers klang fast ganz „ungebrochen".

Wo hatte sie diese Stimme schon gehört? .... Er wurde recht redselig, philosophierte von einem unbefriedigten Leben, von dem ewigen Einerlei der Alltäglichkeit .... sprach über Liebe und Ehe und Freundschaft — auch über Religion .... Die kleine Kellnerin konnte nicht mehr recht folgen. Es war, wie wenn sich alles um sie im Kreise drehte .... Den Begriff der Zeit hatte sie gänzlich verloren, ahnte nicht, daß Mitternacht nahte! ....

Jetzt: zwölf laute Schläge, — dumpfer Lärm, wilde Musik tönt vom Saale herauf! .... Das junge Mädchen kommt plötzlich zum Bewußtsein zurück, denkt an die Freunde, mit denen sie sich verabredet hatte! Sie will entfliehen .... Da umklammern seine starken Finger ihr zartes Handgelenk wie eine eiserne Klammer! Sie hätte aufschreien mögen. Er verlangt, daß sie die Maske abnimmt, aber sie sträubt sich gegen die Zumutung .... Sie sind ganz allein! Was soll sie tun? Wenn sie schreit, wird jemand kommen; rohe Menschen werden ihren Spaß mit ihr haben. .... Der edle Spanier ist unerbittlich. .... Schließlich bleibt ihr nichts übrig, als sich zu fügen: Aber erst muß er ihr sein Ehrenwort geben, sie nicht zu verraten, und da er das gleiche von ihr verlangt, ist das gute Einvernehmen einigermaßen wieder hergestellt.

Zu gleicher Zeit ziehen sie die Maske vom Gesicht. Die kleine Kellnerin bricht ohnmächtig zusammen. Der edle Spanier ist kreidebleich geworden; die Knie wanken ihm, wie er dem jungen Mädchen zu Hilfe eilt und sie in seinen Armen auffängt.

„Frieda! Du hier, an diesem Ort?"

„Vater, — — o mein Gott, wenn ich das geahnt hätte!"

„Ja, — wenn ich das geahnt hätte .... Das ist eine fatale Geschichte. Nur reinen Mund gehalten, daß die Mutter nichts erfährt."

Plötzlich waren sie nicht mehr allein im Zimmer. Der griechische Mönch und das schöne Schwedenmädchen kamen, ihren Schützling zu holen. Sich noch einen letzten, langen Blick zuwerfend, trennten sich Vater und Tochter.

„Hast du eine Eroberung gemacht?" fragte die junge Frau die Freundin, „und warum hast du uns im Stich gelassen? Warum hast du dich demaskiert? Erkläre uns das alles."

Frieda seufzte.

„Was nutzt es, wenn ich dir die Wahrheit verheimliche? Nicht wahr, du würdest den schönen Spanier überall wiedererkennen?"

„Unbedingt!"

„So wisse denn, es ist mein Vater!"

So endete Friedas erster Ausflug ins Leben, in die Welt. Was sie erlebte, gewährte ihr in der Tat einen tiefen Einblick ins Menschenherz.

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Wie Eßmuscheln gezüchtet werden. Auch bei uns betrachtet man die Mies- oder Pfahlmuschel als einen schmackhaften Leckerbissen, aber sie erscheint bei uns lange nicht so häufig auf dem Speisezettel, wie etwa in Frankreich, und so wird auch bei uns diese Muschel nicht, wie ihre vornehme Schwester, die Auster, kunstgerecht gezüchtet und dadurch schmackhafter gemacht. Ueber solche Muschelzucht sei folgendes mitgeteilt. Die Muscheln, deren Fortpflanzung noch nicht ganz aufgeklärt ist, sind ungemein fruchtbar, und obwohl ein großer Teil der Brut durch Sturm und Wetter verloren geht, so bleibt doch noch ein ansehnlicher Rest am felsigen Gestein haften. Die junge Muschel hat dann nach Ablauf von zwei bis drei Monaten einen Durchmesser von einigen Millimeter erreicht; in diesem Zustand werden diese jungen Muscheln, die immer zu mehreren Tausend wie eine Traube aneinander hängen, von dem Felsen losgelöst und in Säcke aus dünnem Netzwerk gefüllt. Diese Netze werden nun an den engverflochtenen Zweigen von Kastanienbäumen befestigt, die wieder an aus dem Meere hervorragenden Pfählen angebunden sind. Die Züchtungsanlagen müssen stets so hergestellt werden, daß sie während der Hälfte der Ebbe- und Flutzeit völlig freigelegt sind. Nun umspülen die Wellen das dünne Netzwerk; die jungen Muscheln wachsen und zersprengen die beengende Sackhülle; sie haben nun selbst sehr widerstandsfähige Fäden, den sogenannten Byssus, hervorgebracht, mit denen sie sich fest in die Verästelungen der Zweige eingehängt haben. Nach ungefähr achtzehn Monaten sind die Muscheln vollständig entwickelt und können bei Ebbe von den Zweigen, die sie dicht bedecken, losgelöst werden, wie reife Früchte vom Baume. Noch eine andere Methode der Muschelzüchtung findet Anwendung, bei der Baumzweige, meistens Tamarindenzweige, senkrecht in den weichen Grund gesteckt werden. So bilden sie einen kleinen Wald, dessen wogende Spitzen über dem Meeresspiegel auftauchen. In dem dichten Gebüsch werden jetzt ebenfalls die in feine Netze gefüllten Muscheln befestigt, und zwar können bei der großen Anzahl von Zweigen noch viel größere Mengen Muscheln gezüchtet werden. Doch ist es ein außerordentlich mühsames Geschäft, die Schaltiere aus dem dichten Buschwerk herauszupflücken. Der Franzose nennt die auf solche Art gezüchteten Muscheln Tamarinières. Man züchtet die Muscheln, da sie in siedendem und unreinem Wasser unter Umständen sehr giftig werden, besonders gern an Flußmündungen, weil das stark bewegte Wasser außerdem eine ausgezeichnete Nahrung mit sich führt.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Den Weg gefunden.

Von E. v. Hilden.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Asta sieht den wehmütigen Blick nicht, der diese Worte begleitet, sie hat sich ihrer Hausfrauenpflichten erinnert und nickt dem Sprechenden nur schalkhaft zu, während sie mit leichter Hand den Teetisch ordnet. Fröhlich summt der Kessel, und der würzige Pekko verbreitet seinen zarten Duft.

Mit halb geschlossenen Augen ist Morbach in den weichen Sessel zurückgesunken, ihm wird so warm ums Herz in diesem behaglichen Gemache.

„Sie dürfen den einsamen Mann nicht so sehr verziehen, sonst will er am Ende gar nicht wieder fort. Ach! solch Austausch der Gedanken, das Sichverstandenfühlen, wie wohl tut es nach der Last und Hitze des Tages!"

Ein rosiger Schimmer färbt für einen Augenblick das Gesicht der jungen Frau, um gleich darauf einem trüben Schatten Raum zu geben. Diesem geistvollen Manne war sie nicht langweilig, er suchte ihre Gesellschaft auf, während ihr Gatte dieselbe verschmähte. Doch, da war sie schon wieder mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, welch unaufmerksame Wirtin sie doch heute war!

„Lieber Doktor, Sie müssen mir nun aber ausführlich von Ihrer Reise erzählen, ich freue mich schon darauf, im Geiste mit Ihnen das schöne Paris zu durchwandern."

Morbach entreißt sich seinen Grübeleien. Mit sprudelnder Beredsamkeit beginnt er von allem Herrlichen zu sprechen, das er gesehen und in sich verarbeitet hat. Wie lebensvoll weiß er ihr das lachende, unvergleichliche Paris vor die Seele zu zaubern. Ihre leuchtenden Augen sehen sie vor sich: die eleganten Boulevards mit dem bunten Treiben; die prächtigen Equipagen und das Gewoge der vornehmen Welt im Bois de Boulogne, im Geiste gleitet sie die Seine hinauf und hinunter, deren sonnige malerische Ufer sie anlachen. Begeistert folgt sie dem Erzähler zu den herrlichen Bauwerken französischer Gotik und zu den Gemälden des Louvre und Luxembourg und lernt die Perlen der alten Meister und gute Kunstwerke unserer Zeit kennen. Eifrig holt Asta ihre kunsthistorischen Bilderbogen von „Seemann" herbei, dieses oder jenes nachzuschlagen, damit es sich ihr noch besser einpräge. Die schönsten Stunden entfliehen am schnellsten, das empfindet auch der Doktor Morbach. Er kann sich nicht losreißen. Wie gebannt haften seine Blicke auf dem lieblichen Gesichtchen, dessen langbewimperte Märchenaugen eine magnetische Kraft auf ihn ausüben. Immer könnte er diesem weichen, vollen Organ lauschen, das wie eine Glocke klingt und den nichtssagendsten Dingen Bedeutung gibt. Und nun soll er ins kalte, ungastliche Junggesellenheim zurück? Aber er fühlt, er muß jetzt gehen, lange wird er diesem gefährlichen Zauber nicht mehr widerstehen können, mit tausend unsichtbaren Fäden fühlt er sich zu ihr hingezogen.

Auf der Reise während der langen Trennungszeit hatte er seiner Leidenschaft nachgegeben und sich eingebildet, sie erringen zu müssen um jeden Preis. Immer wieder rief ihm eine Stimme zu: „Du hast ein Recht auf Glück, ihr zwei seid für einander geschaffen." Er, der Gatte, ahnt nicht, welchen Schatz er achtlos beiseite läßt, warum nicht ein Band zerreißen, daß keinen inneren Wert hat? Mit dieser Frage hatte er vor Asta hintreten wollen, aber vor ihren klaren Augen, vor ihrer Reinheit verstummen seine begehrlichen, sündigen Gedanken. Er fühlt, daß es ein Verbrechen sein würde an dieser unberührten Seele. Sie darf nicht ahnen, was in seinem Herzen vorgeht. Ja, wenn sie ihn liebte, wenn sie ihm ein Recht gegeben, über sich und ihre Liebe zu verfügen. Aber er besaß nicht den leisesten Grund zu glauben, daß sie mehr als harmlose Freundschaft für ihn hege. Im Gegenteil! Wie wunderbar es ihm auch erscheint, er glaubt, nein, er weiß, sie liebt ihren Gatten noch immer, für ihn, der sie vernachlässigt, weint sie die heimlichen Tränen. Nur einmal noch muß er sie singen hören, dann will er fort und lange, lange nicht wiederkommen. Nicht wiederkommen? Das traute Plauderstündchen entbehren, auf welches er sich tagelang freut, und das ihm während der Urlaubszeit so fehlte? Warum hatte das Schicksal ihm diese Frau in den Weg geführt? Nur um ihn in Versuchung zu führen? Oder damit er um eine Enttäuschung reicher wurde?

Hier unterbricht Astas weiche Stimme sein Selbstgespräch, ahnungslos, daß sie die Ursache seines Verstummens ist.

„So nachdenklich, lieber Doktor? Ich fürchte, ich bin heute keine gute Gesellschaft. Haben Sie Nachsicht mit mir und erzählen Sie mir noch etwas Hübsches."

Beim Klange ihrer Worte fährt er erschreckt auf und begegnet ihrem klaren Kinderblick. Was hatte er tun wollen? Den Frieden dieser reinen Seele stören? Er, der ihr die Hände unter die Füße breiten möchte, um sie vor jedem Stein zu schützen, er wollte sie in Zwiespalt mit Herz und Gewissen führen? Die Enkelin

seines Wohltäters? War das die Vergeltung für empfangene Güte?

„Gnädige Frau, noch ein Lied, ehe ich diesem traulichen Raum Lebewohl sage, ich bitte Sie darum. Sie wissen, ohne diesen köstlichen Abschluß werden Sie mich nie los."

Bereitwillig setzt Asta sich an den Flügel. Die Pause, die in ihrer Unterhaltung eingetreten, beginnt peinlich zu werden, ein ordentliches Gespräch will heute nicht mehr zustande kommen. — — Warum nur schaut Morbach sie so seltsam an? Unruhig durchblättert sie die Noten, dann präludiert sie mechanisch ein Lied von Eberhard von Lüneburg, das sie sich gerade neu einstudiert hat.

Unverwandt die leuchtenden Augen auf die schöne Frau gerichtet, lauscht der junge Arzt den weichen, melancholischen Klängen. Die Stimme schwillt an, immer mächtiger werden die Töne. So voll Leidenschaft hat Asta noch nie gesungen — — alles, was das gequälte Herz in sich getragen, es quillt mit aller Macht hervor. Die volle Altstimme durchzittert den Raum, sie durchzittert auch das Herz dessen, der dort lauschend am Kamin sitzt.

„Ich hab' den Weg verloren, der mich zum Liebsten führt;
Ich hab' das Wort vergessen, das seine Seele rührt,
Er geht an mir vorüber — — es wird der Zauberbann!
Ich hab' das Wort vergessen und geh' zugrunde dran."

Noch einmal packt es den Mann mit sinnloser Gewalt — — alle guten Vorsätze sind vergessen — — sein Blut ist in Wallung: „Du hast ihn nicht verloren, hier führt der Weg, hier zu meinem Herzen." Fast hätte er es laut gerufen. Betroffen hält er inne.

Asta ist aufgestanden und sieht traumverloren über ihn hinweg, ins Leere. Ihr weltentrückter Blick sucht nicht ihn, wie konnte er nur einen Augenblick so vermessen sein, dies zu hoffen? Fort aus diesem Zauberbann, ehe die Kraft ihn verläßt. — —

Ohne ein Wort des Dankes oder der Anerkennung für ihren Gesang, das ihm sonst immer so warm von den Lippen floß, ergreift er seinen Hut, drückt einen heißen Kuß auf ihre Hand und ist hinaus, ehe noch Asta zur Besinnung gekommen. Verwundert schaut sie ihm nach. Was ging nur in dem Freunde vor? So merkwürdig und verstört war er noch nie. Vielleicht war es Reisemüdigkeit, und er eilte, nach Hause zu kommen. Der Glückliche! Müde sein und schlafen können! Sie wußte, ihre Gedanken würden sie noch stundenlang wach halten — — dann würde sie horchen auf jedes Geräusch, bis sie Leos Schritte vernahm — — oft graute schon der Morgen, wenn der Schlaf sich ihrer erbarmte und sie in das Land der Vergessenheit führte. — —

Morbach aber ist nicht, wie Asta wähnt, nach Hause gegangen. Planlos durchwandert er die Straßen, immer weiter, weiter, bis schon die letzten Häuser hinter ihm liegen und er in die Dünen kommt, ohne ein anderes Bewußtsein, als von einem dumpfen Schmerz am Herzen. Er wirft sich nieder ins Gras und starrt in die dunkle Nacht hinein — — kein Stern leuchtet am Himmel — — alles ist dunkel. Wieviel Zeit auf diese Weise verlief, wußte er später niemals — — aber ein helles Bild nahm er mit aus der Dunkelheit nach Hause. Ein fester Entschluß war in ihm gereift. Gibt es ein Mittel, der geliebten Frau das Leben wieder lebenswert zu machen? Ihr den Gatten zurückzugewinnen?

* * *

Die Räume des Offizierskasinos sind festlich erleuchtet. Rauschende Tanzmusik, fröhliches Stimmengewirr und Gelächter tönen dem Eintretenden entgegen. Oberst Wittendorf gibt seinem Regimente ein Abschiedsfest. Manche Familie, die man nie zu sehen bekommt, ist heute doch gekommen und der Einladung des gütigen Vorgesetzten, dessen Fortgang allgemein beklagt wird, mehr oder minder gern gefolgt. Auch Frau von Degenhardt, deren Trauer um die Großmutter sie längere Zeit von der Gesellschaft fernhielt, hat heute ihren Gatten begleitet. Hellila Seide umfließt die anmutige Gestalt und hebt ihre blonde Schönheit auf das vorteilhafteste hervor. Das glitzernde Brillantdiadem — Leos Hochzeitsgeschenk — zieht unwillkürlich die Blicke auf das reiche, aschblonde Haar, das in natürlichen Löckchen ihre klare Stirn umgibt. Leicht und elegant sind Gang und Haltung — was aber ihrer Schönheit den Hauptreiz verleiht, ist der seelenvolle Ausdruck ihrer Augen und das gewinnende Lächeln, das durch die leise Beimischung von Wehmut nur um so an jehender wirkt. Ein Flüstern der Ueberraschung und des Beifalls geht durch den Raum, als Asta am Arm des Obersten aus der Vorhalle in den Tan saal tritt, und manch leuchtender Blick folgt der distinguierten Erscheinung.

„Donnerwetter, ist die schön! Muß 'ne Fremde sein, wäre mir doch sonst schon mal aufgefallen," murmelt ein junger Sohn des Mars, der erst vor kurzem Leutnant geworden, und versucht schleunigst in ihre Nähe zu kommen.

„Stellen Sie mich, bitte, vor," wendet er sich an einen älteren Kameraden, der sich gerade vor Asta verbeugt hat.

„Mich, bitte, auch," ruft ein anderer.

„Wissen Sie den Namen der jungen Dame?"

„Mensch, das ist die Frau vom Leutnant Degenhardt."

„Die hatt' ich mir auch anders vorgestellt."

„Bei 'ner Schönheitskonkurrenz würde die sicher den ersten Preis kriegen. Aber nun vorwärts — die Bahn ist frei."

So leicht ist es nicht, an die schöne Frau heranzukommen, alles drängt herzu, um einen Tanz zu erbitten. Morbach ist Asta auf dem Fuße gefolgt und hat sie sofort in Beschlag genommen. Heute gilt es, seinen Plan durchzuführen.

„Da sind Sie ja, lieber Doktor. Ich sah mich gerade nach Ihnen um. Ich hatte mich schon um Ihre Gesundheit gesorgt, weil Sie sich so lange nicht haben sehen lassen. Solche Nachlässigkeit ist Ihre alte Freundin ja gar nicht von Ihnen gewohnt."

Ein wehmütiges Lächeln gleitet unmerklich über Morbachs Gesicht. Ach, wenn sie ahnte, wie er Tag und Nacht sich nur mit ihr beschäftigt, welch harten Kampf sein heißes Herz in den letzten Wochen gekämpft.

„Verzeihen Sie dem scheinbar Saumseligen; ernste Pflichten hielten ihn fern. Aber heute abend wollen wir um so vergnügter sein, dürfte ich um den Tischtanz bitten?"

„Ja, mit Freude. Sie wissen, ich plaudere mit keinem lieber, als mit dem alten Jugendfreunde, in seiner Nähe fühle ich mich immer behaglich und wohl geborgen."

Wieder zuckte es um Morbachs Lippen. Welch harmloser Natur waren die Gefühle, die sie ihm entgegenbrachte! Die gänzliche Hoffnungslosigkeit, jemals ihre Neigung zu gewinnen, erleichtert ihm das Opfer. Für sich kann er sie nicht erringen, aber er kann dazu beitragen, sie glücklich zu machen, indem er hilft, den Gatten zu ihr zurückzuführen.

Er kennt Leos Schwäche Frauenschönheit gegenüber — seine grenzenlose Eitelkeit. Heute abend soll Asta den Mittelpunkt bilden, von allen gefeiert und umschwärmt — aber der Gatte soll von ferne stehen und nicht an sie heran können. Das wird seine Eitelkeit und Leidenschaft entfachen, da wird er sehend werden, der blinde Tor, der so lange achtlos an seinem Glück vorüberging! (Fortsetzung folgt.)

Humor.

Angenehme Abwechslung. Frau Neureich: „O nein, mein Mann hat kein Geschäft, er arbeitet überhaupt nichts mehr, er ist jetzt nichts weiter als ein feiner Herr!"

Frau Scharfse: „O, das muß aber eine angenehme Abwechslung für ihn sein!"

*

Wie Frieda auszog, um das Leben kennen zu lernen.

Skizze von L. T. Haupt.

(Nachdruck verboten.)

In einer der Hauptstraßen der Stadt begegneten sich zwei hübsche, elegante junge Damen.

„Frieda! Du!"

„Else! Liebe Else!"

Sie waren einst Pensionsfreundinnen gewesen und hatten sich seit fünf Jahren nicht gesehen, der Briefwechsel hatte vor zwei Jahren durch kleine Mißverständnisse auf beiden Seiten aufgehört. Aber jetzt, nach so langer Zeit, war alles vergeben und vergessen. Die Freude des Wiedersehens war ungetrübt. Else war seit einem Jahr verheiratet, und ihr Mann, Amtsrichter Berger, war jetzt hierher versetzt worden. Da Friedas Eltern früher in Eisenach gelebt hatten, war es für Else eine große Ueberraschung, die Freundin hier zu finden. Im Triumph führte die junge Frau Frieda in ihr hübsches Heim. Das Mädchen, das ihr anfangs einen schwerfälligen, verschüchterten Eindruck gemacht hatte, lebte allmählich auf unter dem Einfluß der temperamentvollen, heiteren Freundin.

„Jetzt bist du wieder die Alte," rief sie und strich dem jungen Mädchen das zarte, blonde Gelöck aus der Stirn, „und nun beichte mal, Kleine, was ist's mit dir? Hast du eine unglückliche Liebe?"

„Ach, Else. Wenn das noch wäre; irgendein großes, starkes Gefühl, und sei es auch ein unglückliches, das die Seele aufrüttelt, erhebt und reift doch den Menschen. Aber diese gräßliche Langeweile ist es, die mich tötet! Das Milieu, in dem ich lebe, ist wirklich zum Verzweifeln. Ein Tag vergeht wie der andere, in grauer Monotonie fließt das Leben dahin. Wir sind jetzt zwei Jahre hier, aber immer noch nicht heimisch geworden. Von Geselligkeit keine Rede. Bis vor kurzem war der Journallesezirkel mein einziger Trost, aber jetzt genügt der mir nicht mehr, und in meiner Verzweiflung habe ich mich selbst der Literatur ergeben: Natürlich geschieht das nur in aller Heimlichkeit bei verschlossenen Türen, wie jemand, der falsche Banknoten macht, komme ich mir dabei vor."

„Also du dichtest!"

„Behüte, — nein! Leute, die dichten können, gibt's nicht viele im Deutschen Reich — da brauchst du nicht die zehn Finger, um sie herzuzählen. Ich Unselige gehöre zu jenen, deren Zahl Legion ist, — zu den Schreibenden!"

Else lachte. „Nun, da sind wir ja Kolleginnen, denn ich will's dir nun gestehen, auch ich bin nicht federrein! Aber ich mache keine Heimlichkeit daraus; im Gegenteil, mein Mann behandelt mein kleines, wirklich nicht bedeutendes Talent wie ein kostbares Pflänzchen, das gehütet und gepflegt werden muß. . . . .

Sehr wichtig ist es in unserem Fall, das Leben kennen zu lernen, und das ist für dich gewiß nicht so leicht zu erreichen, wie für mich . . . . Um nur ein Beispiel anzuführen, du mußt aber nicht darüber sprechen; — nächste Woche ist in St. Pauli ein großer, öffentlicher Maskenball, und um mir einen Einblick in das Leben und Treiben bei solch einem Feste zu gewähren, will mein Otto mich hinführen. Natürlich werden wir beide unser Inkognito streng bewahren und fortgehen, ehe die Masken abgenommen werden. Möchtest du mit uns kommen? Ich bin sicher, mein Mann hätte nichts dagegen."

„Ach — Else, — und ob ich möchte! Aber die Eltern!"

„Ja, — wenn du die erst fragen mußt, — daran habe ich freilich nicht gedacht. Ueberhaupt, du darfst es niemandem sagen, daß wir hingehen. Ich erzählte es dir im Vertrauen auf deine Diskretion!"

„Sei unbesorgt, Else, keiner erfährt es durch mich. Aber mit euch gehen möchte ich für mein Leben gern, und ich werde schon Mittel und Wege finden. Gib mir morgen definitiv Bescheid, ob dein Mann nichts dagegen hat, wenn ich euch begleite. Dann komme ich zu dir, und wir besprechen das weitere."

* * *

Der große Festsaal war gedrängt voll. Sehr gewählt war die Gesellschaft gerade nicht, die sich hier zum Maskenball, den gegen Zahlung von drei Mark jeder besuchen konnte, zusammengefunden hatte. Zwischen dicken Fischfrauen und Marktweibern, meist im Besitz einer sonoren Baßstimme, zwischen Tirolern und Schornsteinfegern, drängten sich schlanke Pagen und Mädchen in billigen, bunten Phantasiekostümen aller Art.

Einige auffallend feine Gestalten fanden sich jedoch unter den Masken. Da war z. B. eine kleine bayerische Kellnerin, die sich der Liebenswürdigkeit der Herren kaum noch zu erwehren vermochte. Ein stattlicher spanischer Grande hatte die Kleine, die dergleichen offenbar nicht gewohnt war und hier gänzlich deplaziert schien, schon längere Zeit mit stets wachsendem Interesse beobachtet und ließ sie nicht mehr aus den Augen. Jetzt trat ein griechischer Bettelmönch auf sie zu und forderte sie zum Tanze auf. Augenscheinlich kannten sie sich, und an der Art des Tanzens, wie ihres ganzen Benehmens konnte man erkennen, daß sie beide der guten Gesellschaft angehörten, ebenso wie die Dame in dem geschmackvollen schwedischen Nationalkostüm, die sich später zu ihnen gesellte.

„Meine Gnädige — darf ich bitten? Sie sind erschöpft vom Tanze, erlauben Sie mir, Sie aus dem heißen, staubigen Saal ins Erfrischungszimmer zu führen. Ein wenig Ruhe wird Ihnen gut tun."

Es lag etwas in der Art des spanischen Granden, der das Deutsche mit starkem Akzent sprach und eine tiefe Baßstimme hatte, was es der kleinen Kellnerin geradezu unmöglich machte, sein Anerbieten und den dargebotenen Arm abzulehnen. Leichten elastischen Schrittes führte er sie die Treppe hinauf, die in die verschiedenen Erfrischungszimmer, welche jetzt nicht sehr besetzt waren, führte. Nachdem sie den großen Saal durchschritten hatten, gelangten sie in ein kleines, freundliches Zimmer, in dem nur wenige Tische, die noch nicht besetzt waren, standen. Hier nahmen sie Platz, und der Spanier ließ Champagner kommen. Da ward es der kleinen Kellnerin, die ausgezogen war, um Studien zu machen und das Leben kennen zu lernen, ein wenig schwül zumute. Aber sie war ja maskiert: Das kleine Abenteuer konnte irgendwie noch einmal ihrer Literatur zugute kommen. . . . Der Spanier mit der tiefen Baßstimme hatte auch wirklich etwas so Nettes, Vertrauenerweckendes. Vielleicht war er fremd in der Stadt und war hierhergekommen, in dem Glauben, die Creme der Gesellschaft zu finden. Nun war er wohl arg enttäuscht, aber in seiner Verzweiflung hatte er bald in ihr die geistig und gesellschaftlich Ebenbürtige gefunden! Einen ganzen Roman hatte sie sich schon über den Fremdling zurechtgemacht, und gerade dachte sie darüber nach, ob er wohl verlobt oder verheiratet sei, als er ihr den gefüllten Champagnerkelch reichte.

Sie dankte ihm in bayerischem Dialekt, den sie mit hoher, verstellter Stimme von Herzen schlecht